

550 Jahre Universität Basel

**Erfolgreiche Gründung,
internationale Bedeutung
Die frühe Basler Anatomie
Frauenstudium
Der grosse Umbau
Von Jubiläen und Feiern
Das Universitätsarchiv**

Fragen nach dem Minarettverbot
Robert Walser digital
Eine Forscherin mit Bodenhaftung



Die Schweizerische Post
gratuliert
zum Jubiläum

www.post.ch/philashop
Telefon 0848 66 55 44



DIE POST 

**Mehr
Kultur
pro Gramm**
programmzeitung.ch

Wissen, was kulturell läuft

Lassen Sie sich monatlich auf rund
80 Seiten vom vielfältigen
Kulturangebot im Raum Basel verführen

PROGRAMMZEITUNG

Das Kulturmagazin für den Raum Basel

Abobestellung

Jahresabo, 11 Ausgaben, CHF 69.–
Ausbildungsabo, 11 Ausgaben, CHF 39.–
Schnupperabo, 3 Ausgaben, CHF 10.–

abo@programmzeitung.ch

Film | Musik | Kunst | Theater | Literatur | Tanz ...

Editorial

In eigener Sache

Sie ist mit grossem Abstand die älteste der Schweiz:
Die Universität Basel kann auf stolze fünfzehn Jahrhunderte wissenschaftlicher Lehre und Forschung zurückblicken. Waren es nach der Eröffnung nur 227 Studenten und Dozenten an vier Fakultäten, sind es heute rund 12'000 Studierende, über 300 Professorinnen und Professoren sowie rund 1600 weitere Dozierende an sieben Fakultäten. Die Geschichte verlief dabei nicht immer geradlinig: Neben Zeiten des Aufschwungs und der Stagnation kam es mehrmals zu existenziellen Krisen, so etwa in der Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert oder nach der Kantons- teilung der beiden Basel 1833. Spitzenleistungen in vielen Forschungsgebieten trugen über Jahrhunderte immer wieder zum hervorragenden Ruf der Universität Basel bei – sie gehört heute je nach Ranking zu den 100 besten Hochschulen der Welt. Als schweizerisches Unikum wird sie von den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft gemeinsam getragen.

Das 550-Jahr-Jubiläum der Universität Basel bildet denn auch den Schwerpunkt dieses Hefts. Nach einem chronolo- gischen Überblick werden ein paar der zahlreichen Facet- ten der langen Geschichte herausgegriffen und eingehen- der beleuchtet. Bei einigen Beiträgen handelt es sich um gekürzte Fassungen von Artikeln, die in der neuen Online- Geschichte der Universität (www.unigeschichte.unibas.ch) erscheinen. Dort findet sich eine Fülle von weiteren In- formationen und Materialien von den Anfängen um 1460 bis zur jüngsten Zeitgeschichte der Basler «Alma mater». Mit dieser Ausgabe präsentiert sich das Wissenschaftsma- gazin ausserdem in veränderter Gestaltung: Nach fast zehn Jahren hat UNI NOVA ein neues Layout bekommen. Wir setzen damit die Anliegen der Leserinnen und Leser um, die an der Umfrage vom März 2009 teilgenommen haben. Weit über die Hälfte äusserten sich dabei insgesamt zwar zufrieden mit der Zeitschrift, es gab aber auch ver- einzelte Kritik an der Gestaltung. Aus der Stichprobe der Leserinnen und Leser wurde im Ganzen deutlich, dass das Wissenschaftsmagazin inner- und ausserhalb der Uni- versität von einem sehr interessierten, aber auch kriti- schen Publikum gelesen wird. In diesem Sinn sind wir ge- spannt auf Ihre Reaktionen auf das neue Heft!

Christoph Dieffenbacher, Redaktion UNI NOVA

Inhalt

Schwerpunkt 550 Jahre Universität Basel	
Daten zur Universitätsgeschichte	6
1460–1560: Von der erfolgreichen Gründung zu internationaler Bedeutung Die ersten 100 Jahre	8
Die Basler Anatomie in der Frühen Neuzeit Vesal, Platter, Bauhin	12
Präzedenzen, Promotionen und Patrone Frühe Gelehrtenkultur	16
Langer Schatten der Historischen Schule Wirtschaftswissenschaften in Basel	20
Schon früh verspätet Frauenstudium in Basel	24
Der grosse Umbau Autonomie und weitere Trägerschaft	28
Jubiläen und andere Feiern Feste als geschichtsbezogene Wir-Anlässe	31
Das Universitätsarchiv Vom Szepter bis zu Computerdateien	34
Eine Website zur Universitätsgeschichte	37
175 Jahre Freiwillige Akademische Gesellschaft	38
Forschung	
Zoologie	
Für wen die Nachtigall singt	40
Wissenschaftliche Fotografie	
Arbeit mit digitalen Manuskripten: Beispiel Robert Walser	42
Christine Alewell	
Eine Forscherin mit Bodenhaftung	44
Rubriken	
Editorial In eigener Sache	3
In Kürze Springkraut, Auswahl, Infektionen	4
Im Interview Idris Kiwirra zum Minarettverbot	5
Kolumne von Helma Wennemers Lechts und links	39
Bücher Neuerscheinungen zum Jubiläum	47
Uni Basel im Web Wetter, Histologie, Bibliotheken	48
Webtipp Thomas Lambrecht, Zahnmediziner	49
Termine, Impressum	50

550
JAHRE
WISSEN
BEWEGT
UNS



Springkraut hindert Buchenwachstum

Das eingewanderte Drüsige Springkraut unterdrückt das Wachstum von Jungbuchen, wie Forschende des Instituts für Natur-, Landschafts- und Umweltschutz (NLU) der Universität Basel zeigen konnten. Die Pflanze war als Zierpflanze aus Asien nach England und darauf in europäische Gärten gelangt. An Bach- und Flussumfängen und in Wäldern breitet sie sich stark aus. NLU-Forschende richteten ein Feldexperiment mit drei Gruppen von Untersuchungsflächen in einem Wald ein: Flächen mit Springkraut, Flächen, in denen es regelmässig entfernt wurde, und Flächen, die nicht davon besiedelt waren. Beobachtet wurde das Aufkommen von einjährigen Buchen, die überall in gleicher Dichte angepflanzt wurden. Buchen, die von Springkraut umgeben waren, hatten nach einem halben Jahr 60% weniger Wurzelpilze als jene ohne die invasiven Pflanzen. Das Springkraut reduzierte damit das Wachstum sowie die Überlebensrate der Bäumchen, die rund 15% leichter waren und weniger häufig überlebten. Die ökonomischen Verluste für Forstbetriebe dürften beträchtlich sein, folgern die Forschenden.



Ist zu viel Auswahl schlecht?

Sind wir bei Entscheidungen mit zahlreichen Möglichkeiten überfordert und können uns allzu viele Optionen lähmen? Der Hypothese des sogenannten «Choice overload» ist der Wirtschaftspsychologe Dr. Benjamin Scheibehenne von der Universität Basel mit Kollegen aus Deutschland und den USA nachgegangen. Dazu wurde eine Metaanalyse von 50 Experimenten mit über 5000 Teilnehmenden durchgeführt. Resultat: Der mittlere Effekt eines «Choice overload» über alle Studien war gleich null. Zwar fanden einige einen starken Effekt, meist gab es aber keine empirischen Belege für eine Überforderung. Dass eine zu grosse Auswahl demotivierend wirkt, liess sich nicht klar nachweisen. Bei Nahrungsmitteln reagieren Konsumenten dagegen oft positiv, wenn sie aus vielen Möglichkeiten wählen können. Vor allem wer bereits klar weiss, was er will, profitiert ebenfalls von einer grösseren Auswahl. Die Forscher konnten keine Bedingungen finden, bei denen sich der «Choice overload» verlässlich einstellt, wann also eine Angebotserhöhung mit hoher Wahrscheinlichkeit zu weniger Wahlmotivation führt.



Wundinfektionen nach Operationen

Wundinfektionen nach Operationen gehören zu den häufigsten Infektionen in Spitälern, verdoppeln im Durchschnitt die Aufenthaltsdauer der Patienten und können zu Todesfällen führen. Eine Studie von Prof. Andreas F. Widmer von der Klinik für Infektiologie & Spitalhygiene am Universitätsspital Basel sowie der Chirurg PD Dr. Walter Weber haben Erkenntnisse zusammengetragen, die das Risiko dieser Infektionen vermeiden helfen. So können eine gut organisierte Überwachung (Surveillance) und ein konstruktives Feedback an die Operierenden eine Reduktion dieser Komplikation um 30% bewirken. Als Risiken gelten neben den Grundliden der Patienten, darunter vor allem Übergewicht, auch vermeidbare Faktoren, so etwa eine ungenügende Antibiotika-Prophylaxe, zu wenig Vorbereitung der Patienten und – vor allem bei Implantatoperationen – eine fehlende Dekolonisation von Trägern mit Staphylokokken. Am meisten für Infektionen nach Operationen verantwortlich ist eine Kontamination der Wunde durch Mikroben; nur 10% sind durch äussere Quellen wie etwa durch das Spitalpersonal bedingt.

«Kaum differenzierte Auseinandersetzung mit dem Islam»



Wie steht die Schweiz nach dem Ja zum Minarettverbot den Angehörigen des Islam gegenüber? Antworten von Idris Kiwirra, Islamwissenschaftler. Interview: Christoph Dieffenbacher

Wie sieht es mit der Bedeutung des Islam in der Schweiz heute aus? Etwa 5% der Schweizer Bevölkerung ist muslimisch. Die Mehrheit der Muslime in diesem Land kommt aus Europa, etwa aus Staaten wie der Türkei, Albanien, Bosnien oder dem Kosovo. Die Muslime in der Schweiz bilden keine Einheit. Der Bezug zum jeweiligen Herkunftsland ist in der Regel stärker als jener zu einer Religionsgemeinschaft. In keinem Kanton ist die islamische Gemeinschaft als Körperschaft, mit dem Status einer Landeskirche, anerkannt.

Der Islam wird in unserer Gesellschaft häufig mit dem Islamismus, mit Intoleranz, (Frauen-)Unterdrückung und gar mit Terrorismus in Verbindung gebracht – wie ist es zu dieser Entwicklung gekommen? Das aktuelle «Feindbild Islam» im Westen ist hauptsächlich ein Produkt der Medien und der populären Literatur von sogenannten Experten. Eine wirklich differenzierte Auseinandersetzung mit dem Islam, mit seiner Geschichte und Kultur findet leider nur in kleinen Kreisen statt. Der Fundamentalismus hat seine Ursache in den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Erfahrungen der Menschen in der islamischen Welt. Wir dürfen die Religion nicht zu seiner Ursache deklarieren und ein stereotypes Feindbild über alles aufbauen, was islamisch oder islamisch geprägt ist.

Kann das Schweizer Ja zur Minarettverbots-Initiative als eine Antwort auf den politisch radikalen Islamismus mit seinem «Hass auf den Westen» interpretiert werden? Minarette sind keine Zeichen eines solchen radikalen Islamismus, und deshalb kann die Befürwortung der Initiative auch nicht als Antwort auf radikale Strömungen ge-

deutet werden. Es ist vielmehr ein Beweis dafür, wie manipulierbar Menschen sind, sogar in einer Gesellschaft, in der sie ausreichend Zugang zu Informationen und durchaus die Möglichkeit haben, ja sogar fähig sind, rational und kritisch zu denken. Bei dieser Abstimmung ging es meiner Meinung nach nicht um das Minarett, sondern darum, einem Gefühl der Angst, der Unsicherheit, des Misstrauens gegenüber dem Islam und den Muslimen Ausdruck zu verleihen. Radikale islamische Gruppierungen verfolgen eigene Interessen, agieren nicht im Namen der Muslime und schon gar nicht im Namen des Islam.

Soll der Islam in westlichen Gesellschaften stärker integriert werden – wie am idealsten? Im Artikel 8 der schweizerischen Bundesverfassung heisst es, dass niemand diskriminiert werden darf, namentlich nicht wegen der Herkunft, der Rasse, des Geschlechts, des Alters, der Sprache, der sozialen Stellung, der Lebensform, der religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung oder wegen einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung. Immigrantinnen und Immigranten sollen unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit die Möglichkeit erhalten, Teil der neuen Gesellschaft zu werden, in der sie leben. Sie sollen Zugang zu Bildung und Arbeit erhalten und sich entfalten können. Dass sie dabei die Gesetze, Bräuche und Kultur ihres Gastlandes kennen, befolgen und respektieren, sollte selbstverständlich sein.

Islamische Religionsgemeinschaften sollen als Körperschaften gesetzlich anerkannt werden. Auf diese Weise kann der Staat die Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen besser überwachen und durchsetzen.

Lic. phil. Idris Kiwirra (*1970 in Wad Medani, Sudan) ist Lektor für Arabisch am Orientalischen Seminar der Universität Basel. Nach dem Grundstudium der Naturwissenschaften in Khartoum studierte er Islamwissenschaft und Geschichte in Basel und Bern.

Daten zur Universitätsgeschichte

1431 bis 1459

Während des Basler Konzils wird eine eigene Konzils- und Kurienuniversität organisiert.

1459

12. November: Papst Pius II. stellt in Mantua den Stiftungsbrief für die Universität aus.

1460

4. April: Eröffnungsfeier der Universität mit einem Gottesdienst im Basler Münster.

1460

28. Mai: Der Rat stellt für die Universität den Freiheitsbrief aus.

1460

6. September: Die Universität verpflichtet sich, die von der Stadt gewährten Privilegien nicht zu missbrauchen.



1477

Gesamtrevision der Statuten.

1494

Die Universität gerät in eine mehrjährige Krise, die Reformdiskussionen führen 1507 zur finanziellen Neuregelung des städtischen Beitrags.

1523

Der Rat entzieht vier Professoren wegen Angriffen auf Anhänger der Reformation die Besoldung und ernennt Oekolampad und Pelli-kan zu Theologieprofessoren.

1529

Wegen der Einführung der Reformation Auszug von Dozenten und Professoren nach Freiburg / Br.

1529

Juni: Der reformierte Rat suspendiert die Universität und beschlagnahmt Szepter, Siegel, Statutenbücher, Privilegienurkunden und Barvermögen der Universität.

1529 bis 1532

Interregnum: Mehrere Professoren setzen den Unterricht fort.

1531

Rektor Oswald Bär führt die erste öffentliche anatomische Sektion durch.

1532

September: Mit dem Erlass neuer Statuten wird die Universität dem Rat unterstellt.

1532

November: Wiedereröffnung der reformierten Universität.

1539

Der Rat erweitert die Selbstverwaltungsrechte der Universität wieder und gliedert die Geistliche der Theologischen Fakultät ein.

16. Jh., 2. Hälfte

Die Universität wird zur «Modeuniversität» für Mediziner und Juristen mit internationaler Ausstrahlung.

1558

Die Bücherzensur wird vom Rat dem Rektor und den vier Dekanen übertragen.

1560

Die Bibliothek wird neu eingerichtet.



1588

Ein anatomisches Theater und ein hortus medicus (späterer Botanischer Garten) werden eingerichtet.



1590

Erweiterung der Universitätsbibliothek durch die Integration von 2700 Büchern aus den ehemaligen Klosterbibliotheken.

1658

Bei Reformen werden der erste Lehrstuhl für Geschichte geschaffen und der Logikunterricht reorganisiert.

1660

4. April: Die Universität begeht erstmals zum 200. Gründungstag ein Jubiläum.

1661

Die Stadt kauft zuhanden der Universität das Amerbachkabinett und schafft damit die Voraussetzung für das erste öffentlich-städtische Museum.

1671

Der jahrzehntelange Streit um universitäre Privilegien und Rechtsprechung endet mit der Einführung eines neuen Treueids für die akademischen Bürger gegenüber dem Rat.

1681

Regelmässig erscheinendes Vorlesungsverzeichnis.

1688

Die Professorenwahl durch geheime Wahl mit Kugeln (Ballotage) wird Gesetz.

1718

Einführung des Loses bei Professorenwahlen.

1757

Isaak Iselin verfasst die Schrift «Unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der B...schen hohen Schule», nachdem immer wieder Diskussionen um die Reform der Universität geführt worden sind.

1760

15. April: Die Universität begeht die dritte Säkularfeier.



1798

Die Universität wird dem Erziehungsrat unterstellt.

1813

Der Grosse Rat hebt die bisherigen Statuten und Privilegien auf und beschliesst eine durchgreifende Reorganisation.

1818

17. Juni: Mit dem neuen Universitätsgesetz verliert die Universität ihre letzten Privilegien und wird ganz dem Staat unterstellt.

1822

Das Vorlesungsverzeichnis erscheint nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache.

1833

Die mit der Kantonstrennung nötig gewordene Vermögensteilung bedroht die Universität existenziell.

1835

9. April: Neues Universitätsgesetz.

1835

Gründung der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft zur Unterstützung der Universität.

1835

1. Oktober: Einweihung der wieder eingerichteten Universität.

1836

Gründung der Akademischen Zunft.

1851

Der Grosse Rat lehnt Antrag auf Aufhebung der Universität zugunsten einer Gewerbeschule ab.

1860

6./7. September: Die Universität begeht die 400-Jahr-Feier.

1866

30. Januar: Neues Universitätsgesetz mit Erhöhung der Zahl der Lehrstühle und der Besoldung.

1890

Einführung des Frauenstudiums. Emilie Frey beginnt ihr Medizinstudium, das sie 1896 mit dem Doktorexamen abschliesst.

1910

23. bis 25. Juni: Die Universität begeht die 450-Jahr-Feier.

1918

Gründung der Studentenschaft als offizielles Vertretungsorgan.

1919

Gründung der Volkshochschule.

1928

Erste Habilitation einer Frau: Elsa Mahler wird Privatdozentin in Slawistik, ihre Nachfolgerin Hildegard Schroeder wird 1964 erste Ordinaria.

1937

14. Januar: Das neue Universitätsgesetz schafft 51 gesetzliche Lehrstühle. Neu entsteht die Philosophisch-Naturwissenschaftliche Fakultät.

1939

Neues Kollegienhaus.



1950

Der Chemiker Tadeus Reichstein erhält den Nobelpreis.

1960

29. Juni bis 2. August: Die Universität begeht die 500-Jahr-Feier.



1969

Nach der Ablehnung der Wiedervereinigung der beiden Halbkantone müssen neue Formen der Mitträgerschaft und Kofinanzierung für die Universität gefunden werden.

1971

Die Regenz (vormals reines Ordinariengremium) wird zum Universitätsrat mit Vertretungen aller Gruppierungen.

1971

Eröffnung des Biozentrums.

1974

Aufhebung der Zwangsmitgliedschaft der Studierendenschaft.

1976

13. Juni: Volksabstimmung im Kanton Basel-Landschaft, Mehrheit für eine Universitätsbeteiligung.

1978

Der Mikrobiologe Werner Arber erhält den Nobelpreis.

1979

Eröffnung der Senioren-Universität.

1980

17. April: Der Entwurf für ein neues Universitätsgesetz findet nach achtjähriger Kommissionsberatung im Grossen Rat keine Mehrheit.

1989

Gründungsmitglied des Oberrheinischen Universitätsverbunds Eucor.

1991

Strukturanalyse als Bedingung für eine weitere Beteiligung des Kantons Basel-Landschaft, Einführung von Departementsstrukturen.

1993

Leitbild der Universität, Gründung des Baselbieter Fördervereins.

1996

1. Januar: Das neue Universitätsgesetz tritt in Kraft: Ausgliederung aus der kantonalen Verwaltung, Einführung der Autonomie, neue Beitragsleistung von Basel-Landschaft.

1997

Gründung der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.

2000

Eröffnung des Pharmazentrums.

2000

Das 1999 im Rahmen der EU beschlossene Bologna-Studiensystem wird schrittweise eingeführt. Als erste Volluniversität der Schweiz setzt die Universität Basel die Reform auf Wintersemester 2006/07 um.

2003

Gründung der Fakultät für Psychologie.

2004

Gründung der Kinder-Uni.



2007

11. März: In einer Volksabstimmung stimmt der Kanton Basel-Landschaft der paritätischen Universitätsträgerschaft zu.

(Quelle: www.unigeschichte.unibas.ch)

1460–1560: Von der erfolgreichen Gründung zu internationaler Bedeutung

Nach längerer Vorgeschichte wurde die Universität Basel in nur wenigen Monaten gegründet. Trotz Konflikten und finanziellen Problemen konnte sie sich in den ersten 100 Jahren etablieren. Susanna Burghartz



Bewilligung von Papst Pius II.:
Siegel der päpstlichen Stiftungsurkunde
der Universität Basel von 1459
(Bild: StaBS, Städtische Urkunde 1658).

Am 3. April 1460 überreichten Vertreter des Basler Rats dem Bischof Johannes von Venningen die Stiftungsurkunde der Universität, und schon am nächsten Morgen zelebrierte dieser im Münster unter aktiver Teilnahme des gesamten Klerus und der politischen Elite die Gründungsmesse. Am nächsten Tag wurde der Vorlesungsbetrieb in allen vier Fakultäten (Theologen, Juristen, Mediziner und Artisten) aufgenommen. Und bereits am 7. April 1460 gab der Rektor Georg von Andlau die Eröffnung der Universität bekannt und rief alle, die «die Perle der Wissenschaft erwerben» und «vom Borne der Gelehrsamkeit» trinken wollten, zu ihrem Besuch auf.

Damit kam ein auch für damalige Verhältnisse ungewöhnlich zügig organisierter Gründungsvorgang nur gut fünf Monate nach der päpstlichen Privilegienerteilung zu einem vorläufigen Abschluss. Bereits Ende Mai erliess der Rat mit dem Freiheitsbrief Statuten für die Universität, die ihren Angehörigen besondere Privilegien zusicherten: freies und sicheres Geleit, Schutz und Schirm, rechtliche Gleichstellung mit andern Universitäten, Befreiung von Zöllen, Steuern und Abgaben, eigenes Mietrecht und eigene Gerichtsbarkeit. Am 6. September versicherten schliesslich Rektor und Universität im Gegenzug, diese Privilegien nicht zu missbrauchen.

Gründungswelle nach Konzil

Der kurzen Gründungsphase war eine längere Latenzzeit vorausgegangen: Schon während des Basler Konzils hatte sich zwischen 1432 und 1448 eine temporäre Universität etabliert, deren Mitglieder in der Folge die Universitätsgründung vorantrieben, zunächst allerdings ihre Anstrengungen vor allem auf Freiburg und Herzog Albrecht VI. richteten. Obwohl dort entsprechende Vorstösse schon zu Beginn der 1450er-Jahre erfolgten und der Stiftungsbrief des Herzogs bereits 1458 feierlich im Freiburger Münster verlesen wurde, konnte die Nachbarstadt die eigentliche Eröffnung ihrer Universität erst drei Wochen nach Basel realisieren. Damit gehörten beide zu einer eigentlichen Universitätsgründungswelle, die zwischen 1456 und 1477 insbesondere den süddeutschen Raum erfasste und in den 1450er-Jahren mit Greifswald, Freiburg, Basel und Ingolstadt besonders dicht war. Darüber hinaus gab es durchaus auch gescheiterte Versuche, etwa in Regensburg, Lüneburg, Breslau und Pforzheim.

Unmittelbar mit der Stiftung und Gründung verbunden waren intensive Anstrengungen zur Finanzierung der neuen Universität. Noch Ende 1459 kam es in Basel zu kontroversen Diskussionen, ob eine Universitätsgründung finanziell tragbar und wünschenswert sei: Immerhin wurden der Universität am zweiten Weihnachtstag fünf Pfründen aus den Diözesen Konstanz, Lausanne und Basel mit einem Gesamteinkommen von 290 Gulden zugewiesen; die Umsetzung dieser Inkorporation sollte sich jedoch – wie andernorts – als schwierig erweisen. So hatte etwa auch Freiburg zunächst grosse Mühe, die gestifteten Pfründen wirklich zu realisieren, war aber mittelfristig erfolgreicher in der Sicherung seiner finanziellen Mittel als Basel. Hier beliefen sich die Einnahmen um 1500 schliesslich auf durchschnittlich fast hundert Gulden und deckten damit knapp ein Drittel der städtischen Ausgaben für die Universität.

Anfangs hatte man trotz aller Bedenken eine grosszügigere materielle Ausstattung der Hohen Schule vorgesehen und in den ersten Jahren vor allem für die Anstellung italienischer Juristen erhebliche finanzielle Mittel aufgewendet. Offensichtlich hoffte man so, vor allem auch wohlhabende Studenten anziehen zu können. Mit 226 und 228 Immatrikulationen, von denen noch heute die prächtigen Matrikelbücher zeugen, startete man in den ersten beiden Jahren durchaus erfolgreich, auch wenn sich die Neuimmatrikulationen schon bald auf einem deutlich tieferen Niveau einpendelten.

Mit ihren vier Fakultäten folgte die Universität Basel dem nördlich der Alpen üblichen Organisationsmodell von Paris. Doch kam es bereits 1462 zu Konflikten um die Rektorenwahl, weil die Juristen, dem Vorbild von Bologna folgend, einen eigenen Rektor aus der Gruppe der Studierenden wählen wollten. Mit der Forderung nach einem eigenen Rektor konnten sie sich nicht durchsetzen. Künftig konnten aber aus den Reihen der Juristischen Fakultät auch Studenten zum Rektor gewählt werden, der damals noch halbjährlich wechselte.

Der sogenannte Wegestreit, ein Richtungsstreit zwischen der *via moderna* der Nominalisten und der *via antiqua* der Realisten, der von Paris ausging und damals die Artistenfakultäten der Universitäten in Aufruhr versetzte, beschäftigte bald auch die Universität Basel. 1464/65 wurden beide Wege gleichberechtigt nebeneinander in der Artistenfakultät zugelassen, nicht zuletzt wohl, um mehr Studenten anzuziehen. Entsprechend wurden die Kommissionen paritätisch zusammengesetzt und sogar je ein Schlüssel zur Fakultätskasse an beide Richtungen vergeben; eine Trennung, die sich, nachdem die Konflikte 1487 eskaliert waren, selbst überlebte und 1492 aufgehoben wurde.

Existenzkrisen, Unruhen ...

Etwa zur gleichen Zeit setzte auch die erste grundsätzliche Diskussion über den Fortbestand der Universität ein. In den 1480er- und zu Beginn der 1490er-Jahre waren die Immatrikulationen so deutlich zurückgegangen, dass sich der Rat mit der Frage nach der Weiterführung der Hohen Schule zu beschäftigen begann und schliesslich 1501 – im Jahr, als Basel der Eidgenossenschaft beitrug – beschloss, «dz man die Universitet nit verlossen soll». 1504 wurde sie auf eine neue, deutlich bescheidenere finanzielle Grundlage gestellt und die Befreiung der Universitätsangehörigen von den indirekten Steuern, dem sogenannten «Umgeld», weitgehend aufgehoben.

Im Zug der reformatorischen Auseinandersetzungen entzog der Rat 1523 vier Professoren die Besoldung und setzte den späteren Basler Reformator Johannes Oekolampad als Theologieprofessor ein. Auf dem Höhepunkt der Unruhen verliessen 1529 mit dem Domkapitel verschiedene Professoren und Studenten die Stadt und zogen nach Freiburg. Allerdings scheint in den nächsten Jahren, entgegen der in der älteren Forschung verbreiteten Auffassung, der Universitätsbetrieb nie ganz eingestellt worden zu sein. So fand 1531, während des sogenannten Interregnums, die erste öffentliche anatomische Sektion an der Medizinischen Fakultät unter Oswald Bär statt, dem letzten Rektor vor dem Durchbruch der Refor-

mation 1529 und dem ersten nach der «Wiedereröffnung» der Universität 1532. Sie sollte am Anfang einer langen Erfolgsgeschichte der Basler Anatomie stehen.

Vor allem in organisatorisch-verfassungsmässiger Hinsicht erwies sich die Reformation als grundlegender Einschnitt in der Geschichte der Universität. Noch kurz vor dem Tod Oekolampads entstand mit dem «Judicium in schola» ein umfangreicher Entwurf für einen Ratserlass. Und im September 1532 erliess der Rat dann tatsächlich neue Statuten zur Reorganisation der Universität. Mit ihnen verlor die Hohe Schule ihre bisherige rechtliche Selbstständigkeit und wurde in den christlichen Staat integriert, der so die neue Lehre auch im Bereich der (Aus-)Bildung sicherstellen wollte. Konflikte gab es insbesondere wegen des neu geregelten Verhältnisses der reformierten Geistlichkeit zur Universität. 1539 gelang es dieser, den obrigkeitlichen Einfluss ein Stück weit zurückzudrängen und einen Teil der früheren Selbstverwaltung zurückzugewinnen. Für die Berufung der Professoren setzte der Rat allerdings sein Mitbestimmungsrecht durch, wonach nur Anhänger der vom Basler Rat vertretenen reformierten Richtung berufbar waren.

... und Wiederaufstieg

In den folgenden Jahrzehnten kam die Universität dennoch zu internationalem Ansehen, sodass Petrus Ramus 1570 in einer Lobrede auf Basel die Universität rühmte, die durch die verschiedenen Sprachen und Wissenschaften den Namen der Stadt in ganz Europa verbreite. Eine wichtige Rolle dafür, dass Basel in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer Drehscheibe im europäischen Geistesleben wurde, spielten nicht zuletzt Migranten, die wegen ihres Glaubens in Basel, das sich durch eine vergleichsweise grosse konfessionelle Toleranz auszeichnete, zumindest vorübergehend lehrten. Ebenso wichtig war das Interesse ausländischer Studierender, die sich hier aus den gleichen Gründen immatrikulierten und von den Stipendien einer Stiftung profitieren konnten, die Bonifacius Amerbach als Testamentsvollstrecker des Erasmus von Rotterdam aus seinem Nachlass eingerichtet hatte.

100 Jahre nach ihrer Gründung konnte die Universität 1560 endlich im Unteren Kollegium am Rheinsprung eine neue Bibliothek einweihen, zu deren Eröffnung zehn repräsentative Wappenscheiben angefertigt wurden, die unter anderem die vier Fakultäten symbolisierten. Solche Stiftungen anlässlich von Einweihungen waren damals sehr beliebt. Auch wenn 1560 noch keine Jubiläumsfeier ausgerichtet wurde, lassen sich diese Glasscheiben doch als Ausdruck für das Selbstbewusstsein einer florierenden Institution lesen, die sich trotz zahlreicher Krisen in ihrer fernerer und näheren Vergangenheit erfolgreich und nachhaltig hatte etablieren können.

Die Basler Anatomie in der Frühen Neuzeit

Im 15. und 16. Jahrhundert gewann die Anatomie an Europas Universitäten zunehmend an Bedeutung. Als eine der ersten Universitäten nördlich der Alpen lehrte Basel das Fach – und zog damit zahlreiche Medizinstudenten an. Michael Stolberg

Für die Entwicklung der frühneuzeitlichen Medizin und Naturwissenschaft ist die Anatomie von überragender Bedeutung. Zusammen mit der Botanik wertete sie die empirische Beobachtung zum vorherrschenden erkenntnistheoretischen Ideal auf. Dabei half sie, so manchen «Irrtum» der überlieferten, vielfach auf Tiersektionen gegründeten Anatomie zu korrigieren. Doch diese Korrekturen betrafen mit wenigen Ausnahmen Details: Das Wissen um die einzelnen anatomischen Strukturen des Menschen veränderte und differenzierte sich zunächst nur geringfügig.

Für die medizinische Praxis war das neue Wissen zunächst wenig bedeutsam. Die zahlreichen inneren Krankheiten, mit denen sich die akademisch gebildeten Ärzte befassten, wurden vor allem auf krankhaft veränderte bewegliche Säfte und Dünste im Körper zurückgeführt, nicht auf Veränderungen der einzelnen Organe, Gewebe oder Zellen. Für die grobe Lokalisierung und gegebenenfalls gezielte Entleerung solcher Säfte und Dünste reichte ein ungefähres Wissen über die Lage der einzelnen Organe im menschlichen Körper völlig aus.

Selbstdarstellung der Ärzte

Die neue, auf persönliche «Autopsie» gestützte Anatomie zeigte jedoch die Möglichkeit und Notwendigkeit, die überkommenen Lehren der Autoritäten kritisch zu hinterfragen und zu korrigieren. Die Anatomie eröffnete für die Ärzte zudem ganz neue Möglichkeiten der professionellen Selbstdarstellung. Lange hatten sie ihren Anspruch, die geheimnisvollen Vorgänge im Körperinneren ihrer Patienten ergründen zu können, vor allem auf ihre Fähigkeiten in der sogenannten Harnschau gegründet, dem überragenden Diagnoseverfahren der mittelalterlichen Medizin. Doch hier waren sie zunehmend gegenüber den ungelerten Heilern ins Hintertreffen geraten. Die öffentlichkeitswirksame Inszenierung anatomischer Kenntnisse war dagegen weitgehend den studierten Ärzten vorbehalten.

Die Anatomie an der Universität Basel steht stellvertretend für diese Entwicklungen und trieb sie ihrerseits voran.

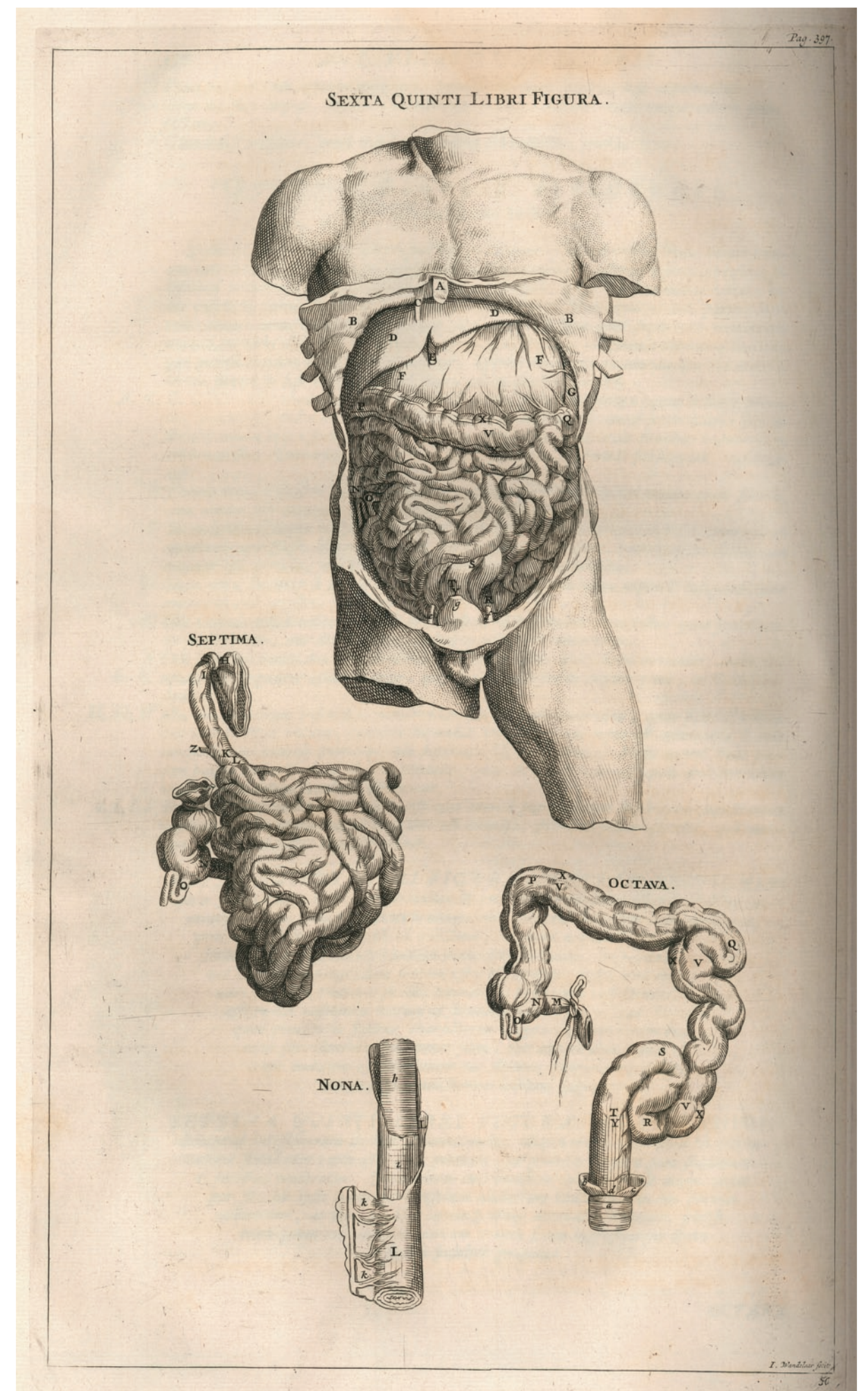
Die Anfänge im frühen 16. Jahrhundert ähneln jenen anderer medizinischer Fakultäten nördlich der Alpen. Die Anatomie spielte anfangs – wie die Medizin insgesamt – eine eher bescheidene Rolle. Lange war die Medizin nach der Gründung der Universität 1460 nur durch eine Professur vertreten. Doch fand 1531 eine der frühesten öffentlichen Anatomien nördlich der Alpen in Basel statt. Ein Jahr später forderten die neuen Statuten der Fakultät ausdrücklich regelmässige anatomische Demonstrationen und botanische Exkursionen.

1543 erschienen in Basel die «De humani corporis fabrica libri septem» von Andreas Vesal (1514–1564), dem Begründer der neuzeitlichen Anatomie. In dem opulent aufgemachten und illustrierten Werk zeigte der Autor anhand von zahlreichen eigenen Sektionen diverse frühere «Irrtümer» auf. Vesal wurde zur Ikone der neuen Anatomie. Er kam 1542 nach Basel und schrieb sich an der Universität ein. Es ist nicht sicher, ob er aktiv am universitären Leben teilnahm und Vorlesungen hielt, verbürgt ist aber, dass er im Mai 1543 die Leiche des hingerichteten Jacob Karrer aus dem Elsass seziierte und das präparierte Skelett der Universität schenkte. Dieses war hier lange aufgestellt und ist bis heute im Anatomischen Museum erhalten.

Das Skelett in der Stube

Entscheidend für den Aufstieg der Basler Medizinischen Fakultät seit den 1570er-Jahren waren zwei führende Anatomen: Felix Platter (1536–1614) und Caspar Bauhin (1560–1624). Sie hatten im Süden Europas studiert, wo sich schon seit Längerem das Bemühen um eine mehr empirische, auf persönliche Erfahrung gestützte Ausbildung durchgesetzt hatte, in der Anatomie wie auch am Krankenbett. Dies war damals Hauptmotiv für viele Medizinstudenten von nördlich der Alpen, zumindest einen Teil ihres Studiums an den grossen Universitäten des Südens zu absolvieren.

So hatte Platter in Montpellier vielfach Gelegenheit, an Sektionen teilzunehmen, an offiziellen wie auch an verbotenen, die an heimlich ausgegrabenen Leichen vorgenommen



Neue Sicht auf den Körper: Aus einem Werk von Andreas Vesal (Bild: Rare Books and Special Collections, University of Sydney Library).

wurden. Nach der Rückkehr nach Basel als 21-Jähriger betätigte er sich erfolgreich als Harnschauer und belegte so seine Fähigkeit, das Geschehen im Körperinneren zu entschlüsseln. Doch vor allem mit der Anatomie konnte er sich, wie zuvor Vesal, als Kenner des menschlichen Körpers auch öffentlich in Szene setzen. Als 1559 ein Dieb hingerichtet werden sollte, erwirkte er die Erlaubnis, die Leiche öffentlich zu sezieren. Sie wurde in die Elisabethenkirche gebracht, in der eine dreitägige öffentliche Sektion folgte, vor Ärzten, Chirurgen und, wie Platter schrieb, «vil volck».

Nach der Sektion präparierte Platter das Skelett, das später jahrzehntelang in einem Kasten in seiner Stube stand, offenbar dort also, wo er auch Patienten, Angehörige und Boten empfing. Diese Selbstinszenierung verhalf dem jungen Arzt nach eigenen Worten zu grossem Ruhm. Weitere öffentliche Sektionen Platters sind später nur vereinzelt überliefert, doch führte er nach eigenen Angaben vor einem kleinen Kreis über 50 Sektionen durch. 1583 veröffentlichte er sein einziges anatomisches Überblickswerk, die «De corporis humani structura et usu libri III». Damit inszenierte er sich auch hier als Nachfolger Vesals.

Platter veröffentlichte 1583 die älteste bekannte Abbildung eines weiblichen Skeletts, um die Unterschiede zum männlichen darzustellen. Manche davon waren bereits von älteren Autoren erwähnt worden, etwa das breitere weibliche Becken. Doch Platter fügte aus eigener Beobachtung weitere Unterschiede hinzu. So sei die vordere Verbindung der beiden Schambeinäste bei der Frau kürzer und mit einem dicken Knorpel gefüllt, der eine gewisse Dehnung erlaube, was die Geburt erleichtern sollte. Weiter schrieb er, die Rippen verknöcherten bei der Frau viel früher als beim Mann, um die Last der weiblichen Brüste tragen zu können.

Viele der von Platter «entdeckten» Merkmale des weiblichen Skeletts halten heute einer empirischen Überprüfung nicht stand. Das damalige ärztliche Interesse an dessen besonderen Merkmalen und jenen der weiblichen Geschlechtsorgane ist jedoch bemerkenswert, in einer Zeit, in der die Frau vielen Gebildeten noch als eine minderwertige, unvollkommene Spielart des Mannes galt. Ein wesentliches Motiv dafür scheint die wachsende Erkenntnis der damaligen Ärzte gewesen zu sein, dass Frauen nicht nur als (potenzielle) Patientinnen, sondern auch durch ihre innerfamiliäre Torhüterfunktion in Gesundheitsdingen entscheidende Bedeutung für den Erfolg ihrer Praxen hatten. Wenn ihr Körper sich von dem des Mannes unterschied, waren auch besondere Kenntnisse für ihre Behandlung nötig, wie Platter sie auch mit entsprechenden Fallgeschichten unter Beweis stellte.

Fest institutionalisiert

Auch der Platter-Schüler Caspar Bauhin studierte im Ausland, so in Padua, wo er bei öffentlichen Sektionen zusah und selbst dabei mitwirkte. Nach seiner Rückkehr nach Basel übernahm er 1582 zunächst die Professur für Griechische Sprache, begann aber bald öffentliche Sektionen abzuhalten

und führte einen anatomischen Demonstrationskurs durch. 1589 wurde ihm die neu geschaffene Professur für Anatomie und Botanik verliehen, und im selben Jahr richtete man im Unteren Collegium ein ständiges «anatomisches Theater» ein. Die Anatomie war damit in Basel fest institutionalisiert.

Basel war eine der ersten Universitäten nördlich der Alpen, die einen umfassenden anatomischen Unterricht bot. Allerdings wurde er nicht immer regelmässig durchgeführt – ob wegen Bauhins ausgedehnter ärztlicher Praxis oder dem Mangel an Leichen, lässt sich nicht mehr entscheiden. Später verpflichtete man das Spital, jährlich ein bis zwei Leichen an die Anatomie abzugeben; im Gegenzug sollten die Professoren im Turnus das Spital kostenlos versorgen. Doch dies hatte nur begrenzten Erfolg, und Bauhin lehrte die Anatomie meist anhand von Tiersektionen.

Als anatomischer Schriftsteller trat Bauhin sehr ausgedehnt in Erscheinung. Schon seine «Anatomica corporis virilis et muliebris historia» erlebte mehrere Auflagen. Am bekanntesten wurde er durch sein umfangreiches «Theatrum anatomicum» von 1605. Mit über 1300 Seiten, weit über 100 Abbildungen, zahllosen Belegstellen aus der älteren und jüngeren Literatur, einem ausführlichen Index und Erklärungstafeln bot es, in Albrecht Burckhardts Worten, «das erste handliche und doch vollständige Lehrbuch der Anatomie».

Die Bedeutung der stark von Vesal beeinflussten Abbildungen für den Erfolg seines «Theatrum» steht in bemerkenswertem Kontrast zu den kritischen Äusserungen Bauhins über Vesal. Er wollte die Anatomie wieder verstärkt auf die antiken Autoritäten, allen voran auf den griechischen Arzt und Anatomen Galen, gründen. Diesen verdanke Vesal die meisten wahren Erkenntnisse, monierte Bauhin.

Neues Körperbild

Der Ruhm von Platter und Bauhin trug entscheidend zur Anziehungskraft der Basler Medizinischen Fakultät im ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert bei. Später verlor sie ihre Führungsstellung, sicher auch bedingt durch die verheerenden Seuchenzüge und den Dreissigjährigen Krieg. Platters und Bauhins Einfluss wirkte allerdings noch lange weiter. Zwar hatten sie sich nur beschränkt durch anatomische Entdeckungen hervorgetan: Die Strukturen, die sie nach eigener Darstellung als Erste gefunden hatten, waren schon zuvor beschrieben worden oder hielten einer späteren Prüfung nicht stand. Aber sie gaben mit ihren Werken dem anatomischen Unterricht eine solide Grundlage. Bauhin spielte zudem eine Schlüsselrolle in der Vereinheitlichung der anatomischen Nomenklatur.

Platter und Bauhin sahen wie andere zeitgenössische Forscher die Anatomie als einen Weg, die Weisheit und Vorsehung des Schöpfers am komplizierten und zielgerichteten Bau des menschlichen Körpers aufzuzeigen. Dieses Element spielt jedoch in ihren Werken eine vergleichsweise bescheidene Rolle. Die zentrale Bedeutung, die sie der Anatomie zuwiesen, lag woanders: Sie verknüpften die anatomischen

Befunde systematisch mit der praktischen Medizin. Das neue anatomische Wissen hatte vorerst nur geringe Relevanz für die ärztliche Praxis am Krankenbett. Wenn ein Arzt einen scharfen, galligen Saft oder einen trüben, aus dem Bauchraum aufsteigenden Dampf als Ursache einer Krankheit ausgemacht hatte, genügte für die Behandlung die grobe Kenntnis der wichtigsten Organe und ihrer Lage.

Platter und Bauhin erhoben anatomische Befunde nicht nur am gesunden Menschen, sondern gerade auch bei Kranken, und fanden immer wieder Veränderungen an Organen und festen Teilen. Platters Werk ist reich an Fällen, in denen er auch den pathologisch-anatomischen Befund *post mortem* beschreibt. Die Bedeutung dieser Verbindung von Anatomie, Pathologie und Klinik scheint auch Zeitgenossen bewusst gewesen zu sein. So erscheint Platter als erfolgreicher Praktiker, der etwa das ganze Spektrum der Frauenkrankheiten kannte und es auch verstand, die Ursache eines Leidens an der Leiche aufzuzeigen. Möglicherweise ist Bauhins nachdrückliches Bekenntnis zu Galen auch vor diesem Hintergrund zu sehen. Als Grundlage für eine theoretisch ambitionierte ärztliche Praxis war dessen Werk noch immer ungleich wertvoller als jenes Vesals, der sich kaum mit all den Krankheiten und ihrer Behandlung befasst hatte, mit denen es die Ärzte täglich zu tun hatten.

Nicht ihre Entdeckungen, sondern ihre erfolgreichen Bemühungen, die Anatomie für den gewöhnlichen praktischen Arzt zu vermitteln, bilden wohl das entscheidende Charakteristikum und das wirkmächtige Erbe der Basler Anatomie.

Prof. Dr. med. Dr. phil. Michael Stolberg ist Professor am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg.

Präzedenzen, Promotionen und Patrone: Frühe Gelehrtenkultur

Die akademische Welt der Frühen Neuzeit mit ihren Ritualen und ihrer Sozialstruktur mag uns heute fremd erscheinen. Gewisse Elemente davon konnten sich an der Universität Basel besonders lange behaupten. Marian Füssel

Die alteuropäischen Universitäten unterschieden sich in ihren sozialen Reproduktionsmechanismen kaum von ihrer Umwelt: Verwandtschaft, Patronage und Klientelbeziehungen regulierten auch hier weitgehend die Selbstergänzung. Man spricht von Familien-, Netzwerk- oder Landeskinderuniversitäten, je nachdem, welche soziale Konfiguration dominierte. In Basel dominierte der Typus der «Familienuniversität», ja, die Universität gilt in Mitteleuropa als eines der eindrucksvollsten Beispiele dafür. So gab es hier um 1666 angeblich nur einen Professor, der nicht mit allen andern verwandt war. Familien wie die Amerbach, Bernoulli, Burckhardt, Buxtorf, Iselin, Merian oder Zwinger kontrollierten über Jahrhunderte die Lehrstühle. Die Linien dieser Familien kreuzten sich immer wieder mit jenen anderer Gelehrteneschlechter. Bestechung, Verwandtschaft und Klientelismus waren dabei so ausgeprägt, dass sich dies Ende des 17. Jahrhunderts auch auf eine Reform des Berufungsverfahrens auswirkte. Bei der Berufung bzw. Wahl eines Professors hatte der Rat der Stadt ein wichtiges Mitspracherecht, zusätzlich zum 14-köpfigen Senat der Universität waren vier sogenannte Deputaten des Rats beteiligt, und jede Entscheidung musste noch durch den kleinen Rat bewilligt werden.

Familiäre Strukturen

Um die allgegenwärtige Vetternwirtschaft ein wenig zu reduzieren, wurde 1688 das sogenannte Ballotage-Verfahren eingeführt, eine geheime Wahl mittels Kugeln. Doch auch damit konnte der Übermacht der familiären Strukturen kaum entgegengewirkt werden: Erst als man im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert dazu überging, Professoren aus dem Ausland zu berufen, transformierte sich die Struktur der Familien- zur Netzwerkuniversität und zu Formen der Schulpatronage. Angesichts des Nepotismus wundert es wenig, dass die Professuren im 18. Jahrhundert wiederholt zum Gegenstand der Universitätssatire wurden. So veröffentlichte etwa Karl Heinrich Heydenreich 1798 den «Vorschlag eines Patrioten, die Professuren auf Universitäten erblich zu machen».

Die Bewertung der Familienuniversität war lange mit Vorbehalten verknüpft, die bei der Kritik am akademischen Filz dessen Funktionalität leicht übersahen. Wenn auch wiederholt intellektuell minderbemittelte Söhne ihren Vätern auf die Lehrstühle folgen konnten, so wurde doch gleichzeitig auch die Weitergabe von kulturellem Kapital, etwa in Form von Buchbesitz, enorm erleichtert und die Kommunikation wissenschaftlicher Lehren und Ideen zum Teil befördert. Ebenso wurden die familiären Formen der sozialen Reproduktion des Gelehrtenstands in der Moderne lediglich von anderen Formen der Lehrer-Schüler-Beziehungen und der Schulbildung, Zugehörigkeit zu Assoziationen usw. abgelöst und überformt.

Hörner abschlagen

Ein anderes soziales Organisationsprinzip der Universität als Korporation bildete die Rangordnung. Angefangen vom Rektor an der Spitze, gliederte sich die Universität streng hierarchisch über die vier Fakultäten von Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie bis zu den einzelnen Ämtern der sogenannten Universitätsverwandten wie Reit-, Fecht- und Tanzlehrern, Schullehrern oder Pfarrern. Die Präzedenz, also die Frage, wer vor oder neben wem ging, stand oder sass, führte dabei über Jahrhunderte immer wieder zu Streitigkeiten, vor allem etwa wegen der Hierarchie der Fakultäten. Eine dezidierte Kritik daran übte der Mathematiker Jakob Bernoulli in einem 1691 der Universität anonym vorgelegten Memorial. Dabei reflektierte er auch das System des sogenannten «Aufrückens»: An einer vormodernen Universität war es nämlich üblich, bei Bedarf und Qualifikation die Karriereleiter von der untersten philosophischen bis zur obersten theologischen Fakultät bei Freiwerden einer Position «aufzurücken», auch über die Fakultätsgrenzen hinweg. Erst im 18. Jahrhundert kam es zu einer stärkeren disziplinären Verfestigung und Ausdifferenzierung bei gleichzeitiger Formalisierung der Rangverhältnisse.



Akteure der Universität im 17. Jh. (Bilder aus: Alfred R. Weber, Was man trug anno 1634. Die Basler Kostümfolge von Hans Heinrich Glaser, Basel 1993).

Wer in Basel Student werden und das akademische Bürgerrecht erlangen wollte, musste neben der Immatrikulation ein klassisches Initiationsritual durchlaufen: die sogenannte Deposition. Der an mitteleuropäischen Universitäten seit dem Spätmittelalter übliche Brauch diente dazu, die künftigen Studenten auf die Normen der Korporation einzuschwören. Ursprünglich aus einer Gebühr für die Bursen entstanden, entwickelte sich im 16. und 17. Jahrhundert ein komplexes symbolisches Verfahren. Im Zentrum stand das Abschlagen von zuvor aufgesetzten künstlichen Hörnern («depositio cornuum»). In Basel vollzog man die Prozedur unter Anwesenheit des Dekans und weiterer Mitglieder der Philosophischen Fakultät sowie Pedell und Depositor, den der Senior des Alumneums stellte. Die angehenden Studenten hatten neben den Hörnern bestimmte Kleidungsstücke wie etwa Ochsenhäute und allerlei symbolische Accessoires zu tragen, etwa überdimensionierte Zähne. Diese Gegenstände wurden dann vom Depositor in grober Manier, die bis zu physischer Gewaltanwendung reichen konnte, mithilfe übergrosser hölzerner Sägen, Beile, Hobel und Bohrer entfernt.

Die begleitende Rede des Dekans sollte den Kandidaten den Sinn des Rituals und seiner Symbole erläutern. Die Studenten wurden zu Gehorsam, Fleiss und tugendhaftem Lebenswandel ermahnt. Das Abschlagen der Hörner wurde als symbolisches Ablegen schlechter Sitten und schlechten Lebenswandels gedeutet, die Werkzeuge als Symbole für die alleinige Wirksamkeit ihres Gebrauchs, welche die Studierenden daran gemahnte, sich nicht wie rohe Klötze und Steine zu verhalten, sondern ihren Verstand aktiv mit Wissen und Künsten zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschen zu bilden. Erst dann erfolgte durch den Dekan die Einschreibung in die Matrikel der Philosophischen Fakultät und die Vereidigung. Das Verfahren kostete den Studenten ein Pfund. Schon früh regte sich nicht zuletzt wegen der Kosten Widerstand gegen das Ritual, aber erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts gingen die Universitäten flächendeckend dazu über, den Brauch abzuschaffen und wieder auf die Gebühr zu reduzieren. In Basel hielt sich die Deposition noch vergleichsweise am längsten – erst 1798 schaffte man sie hier endgültig ab. Die Gründe für das Überdauern waren offensichtlich vor allem ökonomischer Natur, verlor die Philosophische Fakultät doch damit die Gebühreneinnahmen.

Ritterschlag des Geistes

Einen der Höhepunkte der akademischen Festkultur bildete die Promotion zum Magister oder Doktor. Mit dem Dokortitel erwarb der Kandidat nicht nur das Recht, an einer Universität zu lehren, sondern erhielt auch einen Titel, der ihm einen hervorgehobenen ständischen Rang verlieh und selbstverständlich nicht umsonst zu erlangen war. Basel bildete im Gebiet der heutigen Schweiz die einzige Hochschule mit Promotions- und Graduierungsrecht. Eine Graduierung vollzog sich hier idealtypisch in sieben Schritten: der Censura, dem Tentamen, dem Examen, der Professio, der Disputatio, der

Promotio und dem Essen. Über den komplexen Ablauf eines solchen Graduierungsrituals in Basel sind wir durch die Autobiografie des Arztes Felix Platter detailliert informiert, der 1557 promoviert wurde. Vor allem der Doktorschmaus gestaltete sich als enormer Kostenfaktor, unter anderem wegen der vielen Pflichteinladungen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts weitete sich der Umfang der Festmähler weiter aus, bis im 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Sparsamkeit und aufgeklärter Schlichtheit, der Brauch in Basel offensichtlich allmählich ausser Gebrauch kam.

Das zentrale Einsetzungsritual, mit dem sich die ganze Korporation der Öffentlichkeit präsentierte, war der Wechsel des Rektorats, der meist halbjährlich erfolgte. Auch in Basel war der Rektor der oberste Repräsentant der Universität und wurde aus der Mitte des akademischen Senats, Regenz genannt, gewählt. Wichtiger Bestandteil der Rektoratswechsel waren die Essen, die sich zwar immer wieder der Kritik der reformierten Geistlichkeit ausgesetzt sahen, aber im 16. Jahrhundert auch ein zentrales Ereignis zur Verhältnisbestimmung von Universität und Bürgerschaft bildeten.

Der Festtag begann mit einem feierlichen Umzug durch die Stadt, gefolgt von einem Theaterspiel und dem mittäglichen Festmahl. Mit einer universitären Festrede des neuen Rektors wurde einige Tage später das neue akademische Jahr begonnen. Unter den Gästen der Rektoratsessen befanden sich neben den Universitätsangehörigen als soziale Gruppen auch die Buchdrucker, Angehörige des für Kirchen- und Schulangelegenheiten zuständigen Ministeriums sowie Vertreter der städtischen Obrigkeit. Das Mahl stiftete Gemeinschaft, erlaubte der Universität, sich in der städtischen Öffentlichkeit zu repräsentieren, und bot die Möglichkeit zum informellen Austausch zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Die Amtsübergabe vollzog sich dann wenige Tage später als feierliche Investitur mit Szepterübergabe. Nach einer Rechnungsprüfung und der Entlastung des scheidenden Rektors übergab dieser seinem Nachfolger das Szepter, die Matrikel und die anderen Handschriften, die der jeweilige Rektor bei sich zu Hause hatte, ferner die Kasse und andere Gegenstände. Am folgenden Sonntag kündigte der neue Rektor seine öffentliche Antrittsrede an. Am Dienstag darauf versammelten sich die Professoren und zogen, angeführt vom Pedellen mit dem Szepter, in den Doktorsaal des Münsters, um dort vor den versammelten Universitätsbürgern die Verlesung der Universitätsstatuten vorzunehmen, auf die dann die Rektoratsrede folgte.

Alle Bediensteten und verheirateten akademischen Bürger hatten analog zu den Zünften der Stadt und der Universität jedes Jahr einen Treueeid zu leisten. Angesichts der Abhängigkeit der Universität und ihrer Angehörigen von der Stadt nimmt es wenig wunder, dass sich diese Asymmetrie auch im Zeremoniell manifestierte. So stritt die Universität lange mit der städtischen Obrigkeit um ihren Rang. Der Rat gewährte ihr zwar, dass Professoren, Pfarrherren und Diakone

ihren Platz hinter dem kleinen Rat und vor den Sechsern der Zünfte einnehmen durften, doch als der Rat anlässlich des Begräbnisses eines Deputaten beschloss, die Zunft, der dieser angehört hatte, vor der Universität gehen zu lassen, legte diese 1691 ein umfangreiches Memorial vor, um ihren Rang einzuklagen. Als die Universität 1760 ihre dritte Säkularfeier feierte, waren der Bürgermeister Samuel Merian und der Dreizehnerrat Balthasar Burckhardt nicht bereit, hinter dem Rektor zu gehen, was dazu führte, dass die Häupter der Feierlichkeit fernblieben. Die Stadt wurde allein durch den greisen Oberzunftmeister Johann Rudolf Faesch (geb. 1680) repräsentiert.

Zu den im Alltag sichtbarsten Standeszeichen der Akademiker gehörte die Kleidung. Mit dem Dienstantritt verpflichtete sich ein Professor, die akademische Amtstracht zu tragen: «Habit und Krös», ein schwarzes Gewand mit Mühlsteinkragen. Auf dem Kopf trugen die Professoren ähnlich wie die Ratsherren den hohen, spitzen Baselhut. Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint dieser zunehmend von einem «Biret» genannten Doktorhut abgelöst worden zu sein. Zuweilen bedienten sich die Professoren dennoch auch modischer Kleidung. Die akademischen Insignien im engeren Sinn von Rechtssymbolen unterteilten sich in die «insignia rectoralia» – Szepter, Siegel, Matrikel und Becher – und die «insignia doctoralia». Keine Insignien waren die sogenannten «Bulgen», grosse Zinnkannen, mit denen bis zu 50 Liter Wein zu den akademischen Gastmählern gereicht werden konnten. Die Zeichen der Doktorwürde bestanden aus einem geschlossenen und einem offenen Buch, einem Ring, einem Gürtel und einem Hut.

Soziale Abschliessung

Rituale, Rangordnungen und soziale Reproduktion an der Basler Universität der Frühen Neuzeit lassen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Besonderheiten im Vergleich zu andern Universitäten deutlich werden. Einzelne Elemente haben sich hier länger gehalten und waren intensiver ausgeprägt. Rituale wie die Deposition retteten sich über die Zeit, und auch der soziale Habitus der Professoren wie die internen akademischen Berechtigungssysteme weisen deutliche Kontinuitäten auf. Im Hinblick auf ihre interne Sozialstruktur kann die Universität Basel als besonders markantes Beispiel für den sozialen Abschliessungsprozess des Akademikerstandes gelten. Über Ehen vernetzte sich die Professorenschaft der Basler Familienuniversität ebenso mit der städtischen Führungsschicht wie vor allem untereinander. Dazu mag auch die Isolation in einem protestantischen Stadtstaat wie Basel beigetragen haben, der über eine begrenzte soziale Fluktuation verfügte und das Fernhalten Fremder begünstigte.

Gerade im Verhältnis zur Stadt lag dabei jedoch auch eine gewisse Besonderheit, denn es gab im deutschsprachigen Raum nur wenige Universitäten, die als städtische Gründungen dem kommunalen Gemeinwesen so eindeutig unterstellt waren. Dieses Gefälle musste sich zwangsläufig

immer wieder in Konflikten niederschlagen. Dass die zereemoniellen Rangkonflikte in Basel gerade im ausgehenden 17. Jahrhundert immer wieder eskalierten, deckt sich auch mit Befunden aus andern Universitäten. Anders aber als an einer Landesuniversität, ergab sich in Basel kein Dreiecksverhältnis zwischen Landesherrn, Stadt und Universität, sondern der Rat als Entscheidungsinstanz des Konflikts war hier gleichzeitig Partei. Die Universität bildete einen privilegierten Personenverband, der über seine soziale Statuswahrung nach aussen ebenso wachte wie über den ordo differentiae im Inneren. Der Zugang zum Kreis der akademischen Bürger war dabei weniger an intellektuelle Kompetenz als an ökonomische Potenz und einen standesgerechten Lebenswandel geknüpft. Trotzdem zählen zahlreiche Professoren der Universität Basel in der Wissenschaftsgeschichte noch heute zu den Gelehrten von Weltruhm.

Prof. Marian Füssel ist Heyne-Juniorprofessor für Geschichte der Frühen Neuzeit mit Schwerpunkt Aussereuropäische Geschichte an der Universität Göttingen.

Langer Schatten der Historischen Schule: Wirtschaftswissenschaften in Basel

Die Nationalökonomie in Basel hat sich, anders als an andern schweizerischen Universitäten, über weite Strecken als Teil der Sozial- und Geisteswissenschaften entwickelt. Martin Lengwiler

Lange war in Basel die Historische Schule prominent vertreten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Wirtschaftswissenschaften im deutschsprachigen Raum dominierte. Dieser Ansatz wies historischen und sozialwissenschaftlichen Zugängen eine zentrale Rolle für die Ökonomie zu. Der Einfluss der Historischen Schule verhalf der Basler Nationalökonomie noch bis weit ins 20. Jahrhundert zu einem besonderen Profil. Zudem wirkte die geografische und intellektuelle Nähe zu Heidelberg, wo etwa Max Weber wirkte und das ebenfalls im Bann der Historischen Schule stand. Zu erwähnen ist auch die Stellung der Universität in der Stadt Basel und ihre Bedeutung für das Wirtschafts- und Bildungsbürgertum: Bei den Berufungen auf wirtschaftswissenschaftliche Professuren spielte die Eignung für ausserakademische Lehrtätigkeiten, etwa im Rahmen der 1919 gegründeten Volkshochschule, oft eine wichtige Rolle.

Schwieriger Aufbau

Die Wirtschaftswissenschaften gehören in Basel zu den Fächern mittleren Alters, nicht so alt wie die klassischen Studiengänge Recht, Theologie, Medizin oder die meisten geisteswissenschaftlichen Fächer, aber um einiges älter als die neueren Sozialwissenschaften. Der erste wirtschaftswissenschaftliche Lehrstuhl wurde 1855 eingerichtet und war der «Nationalökonomie und Statistik» gewidmet. In den meisten deutschen und schweizerischen Universitäten entwickelte sich die Nationalökonomie als Teil der Juristischen Fakultät. In Basel dagegen wurde der neue Lehrstuhl der Philosophischen Fakultät zugesprochen und blieb lange ein wenig beachtetes Sondergebiet. Dies sollte für die nächsten einhalb Jahrhunderte trotz mehrerer Reformversuche so bleiben. So blieb die Nationalökonomie zunächst marginal: In der Philosophischen Fakultät wurde sie kaum beachtet, und auch von der Juristischen kam ihr keine Unterstützung zu.

Die Anfänge des Fachs standen in Basel unter keinem guten Stern. Die Probleme begannen bereits im Vorfeld der ersten Berufung. Die Nationalökonomie wurde von der äl-

teren, traditionsorientierten Professorenschaft grossteils abgelehnt. Zudem sollte sich der künftige Lehrstuhlinhaber nicht nur akademisch ausweisen, sondern auch geeignet sein, das Fach einer breiteren städtischen Öffentlichkeit zu vermitteln. Der erste Kandidat, der Bonner Nationalökonom Erwin Nasse (1829–1890), wurde etwa dafür gelobt, dass er kein Interesse zeige an «theoretischen Übertreibungen, Luftgebilden und Verkehrtheiten». Das neue Fach stiess unter den Studierenden auf wenig Resonanz: Für die erste Vorlesung schrieb sich ein einziger Student ein, und Nasse kehrte bereits nach einem Semester nach Deutschland zurück.

Die Probleme der Lehre blieben über Jahrzehnte bestehen und machten den Basler Lehrstuhl für Nationalökonomie zu einer Art Durchlauferhitzer. Hier profilierten sich primär jüngere deutsche Professoren am Anfang ihrer Karriere, um sich für eine bessere Stelle zu empfehlen und Basel möglichst schnell wieder zu verlassen. Nach dem Weggang Nasses blieb die Stelle zunächst acht Jahre vakant. Danach wurden über einen Zeitraum von dreieinhalb Jahrzehnten (1864–1899) nicht weniger als acht Nationalökonominnen berufen, die den Lehrstuhl meist nach zwei bis drei Jahren wieder verliessen.

Aufbruch und Entfaltung nach 1900

Eine erste Blütezeit erlebten die Basler Wirtschaftswissenschaften erst ab 1899. Sie beruhte nicht zuletzt auf einer ausseruniversitären Einrichtung, dem Internationalen Arbeitsamt, das 1901 in Basel gegründet wurde. Dahinter stand ein Netzwerk von Gewerkschafts- und Behördenvertretern westlicher Staaten mit dem Ziel, gesetzliche Massnahmen zum Arbeitsschutz wie den 8-Stunden-Tag auf internationaler Ebene zu fördern. Das Internationale Arbeitsamt in Basel existierte nur bis 1919, danach ging es in der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf auf.

Gleich zwei wichtige Berufungen waren zu jener Zeit eng mit dem Internationalen Arbeitsamt liiert. 1899 wurde der österreichische Nationalökonom Stephan Bauer (1865–1934)



Kontakte zu Wirtschaft und Politik: Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät ist im Jacob-Burckhardt-Haus beim Bahnhof SBB untergebracht (Bild: Daniel Boschung).

nach Basel berufen, der sich als Vertreter der Jüngerer Historischen Schule bereits einen Namen gemacht hatte und hier eine doppelte Karriere antrat. An der Universität lehrte er als ausserordentlicher Professor, zugleich übernahm er das Generalsekretariat der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeitsschutz und 1901 auch die Leitung des Internationalen Arbeitsamts.

Parallel dazu gab es Bestrebungen für einen zweiten Lehrstuhl. Vor allem die Basler Banken und Handelsgesellschaften forderten eine Verstärkung der handels- und finanzwissenschaftlichen Ausbildung. Mit Unterstützung der Stiftung des Schweizerischen Bankvereins kam die Professur 1909 zustande und wurde mit Julius Landmann (1877–1931) besetzt. Als Professor für Nationalökonomie und Statistik mit besonderer Berücksichtigung des Handels baute Landmann seine vielfältigen Aktivitäten weiter aus; so war er unter anderem an der Gründung der Schweizerischen Nationalbank beteiligt.

Mit Bauer und Landmann profilierte sich die Universität Basel im deutschsprachigen Raum zwischen 1900 und 1914 als Zentrum für Fragen der Sozialreform und des Arbeitsschutzes. Das breite inhaltliche Angebot umfasste immer auch sozialwissenschaftliche oder soziologische Themen. Anders als an andern deutschsprachigen Universitäten wirkte in Basel diese Symbiose zwischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften noch bis mindestens in die 1960er-Jahre weiter. Bauers Ordinariat wurde 1913 mit dem deutschen Nationalökonom Robert Michels (1876–1936) besetzt, einem Schüler Max Webers und Werner Sombarts sowie bekennendem Sozialisten.

Krise und Neuanfang mit Salin

Nach dem Ersten Weltkrieg hielt die Aufbruchstimmung in der Basler Nationalökonomie zunächst weiter an. Die Universität schuf eine neue Professur für Statistik, die 1921 mit dem ehemaligen Regierungsrat Fritz Mangold (1871–1944) besetzt wurde. Darauf geriet das Fach in eine vorübergehende Krise: So hatte Landmann wiederholt mit innerfakultären Anfeindungen zu kämpfen, die teilweise antisemitisch und fremdenfeindlich motiviert waren. Die Situation verschärfte sich, als er als eidgenössischer Fachexperte die gesetzliche Grundlage für die Einführung einer Stempelsteuer mit ausarbeitete. Landmann erhielt schliesslich 1927 einen Ruf der Universität Kiel und verliess Basel.

Gleich im folgenden Jahr verloren die Basler Wirtschaftswissenschaften auch ihre zweite tragende Figur. Michels wurde zu einem Anhänger des Syndikalismus und des Korporatismus, seit 1920 auch des italienischen Faschismus, und ging nach Italien. Als sein Nachfolger wurde Hans Ritschl (1897–1993) berufen, der ebenfalls in der Tradition der Historischen Schule stand und sich durch breite soziologische Kenntnisse auszeichnete. Er stand sozialistischen Ideen nahe, distanzierte sich damit von rein marktwirtschaftlichen Ansätzen, blieb jedoch auch in kritischer Distanz zum planwirt-

schaftlichen Modell. Damit gehörte Ritschl zu den frühen Vertretern einer keynesianischen Wirtschaftspolitik; zudem scheint er nicht ohne Sympathien für den Nationalsozialismus gewesen zu sein.

Der Abgang von Landmann führte 1927 zur Berufung von Edgar Salin (1892–1974), der dominierenden Figur der Basler Wirtschaftswissenschaften für die nächsten dreieinhalb Jahrzehnte. Salin vertrat ein breites Verständnis der Nationalökonomie, das auch kultur- und sozialwissenschaftliche sowie philosophische Traditionen vereinte. Schon in seiner Heidelberger Zeit und später auch in Basel setzte er sich für eine enge Verbindung von Nationalökonomie und Sozialwissenschaften ein, für eine breit verstandene «Politische Ökonomie». Allerdings kritisierte er auch bei der Soziologie die Tendenz, sich zu stark als autonome Disziplin zu positionieren und dabei die interdisziplinären Bindungen zu ändern Fächern zu vernachlässigen.

Salins holistisches Verständnis der Wirtschaftswissenschaften verdankte sich einerseits seiner Verbundenheit mit dem Erbe der Historischen Schule, andererseits seiner Mitgliedschaft im sogenannten George-Kreis, einem elitär-männerbündlerischen Literatenzirkel, den der Dichter Stefan George in Heidelberg um sich scharte. Der Ästhetikbegriff dieses Kreises weist ähnlich holistische Züge auf wie Salins Wissenschaftsverständnis. Obwohl er sich noch vor seiner Basler Zeit zunehmend vom Kreis abgewendet hatte, übte das ästhetisierende Milieu einen nachhaltigen Einfluss auf Salin aus.

In Basel profilierte sich Salin auch mit Äusserungen zu wirtschaftspolitischen Tagesfragen und exponierte sich dabei als scharfer Kritiker neoklassischer Ansätze, später auch des Ordoliberalismus, der in der jungen Bundesrepublik dominierenden Schule. Er betonte die Notwendigkeit weitgehender staatlicher Interventionen in die Wirtschaft und unterstützte in der Krise der 1930er-Jahre den Ausbau der Gesamtarbeitsverträge sowie die Erweiterung des Arbeitsrechts und entwickelte in Basel selber ein staatliches Konjunkturprogramm: den sogenannten «Arbeitsrappen». Daneben setzte sich Salin für eine stärkere Verschränkung von Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Verwaltung ein. So war er 1925 treibende Kraft bei der Gründung der Friedrich-List-Gesellschaft, die dem Andenken des liberalen Ökonomen Friedrich List (1789–1846) gewidmet war, einem Vordenker der Historischen Schule.

Ausbau im Bildungsboom ...

In der frühen Nachkriegszeit stand die Basler Nationalökonomie international in hohem Ansehen. Nicht nur erlebte Salin den Zenit seiner Karriere, auch der zweite national-ökonomische Lehrstuhl wurde 1957 mit Gottfried Bombach (*1919) prominent besetzt. Dieser besass profunde ökonomische Kenntnisse, positionierte sich in der Nähe neoklassischer Ansätze, arbeitete aber auch zu Fragen der keynesianischen Wirtschafts- und Währungspolitik. 1959 wurde ein

drittes Ordinariat geschaffen, das zum ersten Mal ganz an die Soziologie ging. Angesichts der rasant steigenden Studierendenzahlen war ein weiterer, markanter Ausbau notwendig. Die boomartige Expansion des Bildungssystems in den 1960er- und 1970er-Jahren verlieh den Wirtschaftswissenschaften inhaltlich wie institutionell starken Rückenwind; es kamen weitere Professuren hinzu.

Die Frage nach einem institutionellen Ausbau des Fachs blieb kontinuierlich aktuell. Gleichzeitig mit dem dritten nationalökonomischen Lehrstuhl wurde auch ein Institut für Sozialwissenschaften geschaffen. Auf die Professur wurde 1959 Heinrich Popitz (1925–2002), ein deutscher Soziologe und Jaspers-Schüler, berufen, der dann 1963 einem Ruf an die Universität Freiburg i. Br. folgte.

Die frühen 1960er-Jahre waren eine Zeit des Umbruchs, und das Bedürfnis nach einem Ausbau blieb akut. Bombach als Dekan und Salin als Rektor konnten sich erfolgreich für ein neues wirtschaftswissenschaftliches Ordinariat starkmachen. 1962 wurde die Stelle von Popitz, kurz vor dessen Weggang, in ein soziologisches Ordinariat umgewandelt und der Nationalökonomie ein weiteres Ordinariat zugestanden. Es wurde mit Jacques Stohler (1930–1969) besetzt, einem Keynesianer und Spezialisten für die europäische Wirtschaftsintegration und verkehrswirtschaftliche Fragen. Zudem war das Ordinariat Salins, der 1962 emeritiert wurde, neu zu besetzen. In seiner Tradition wurde der Schwerpunkt der «Politischen Ökonomie» beibehalten und 1965 mit K. William Kapp (1910–1976) ein Kritiker der neoklassischen Wirtschaftswissenschaften berufen; er arbeitete früh zu umwelt- und entwicklungsökonomischen Themen. Nach dem überraschenden Tod Stohlers 1969 wurde dessen Ordinariat im Jahr darauf mit René L. Frey (*1939) besetzt. 1971 kam ein weiterer Lehrstuhl zu Fragen der internationalen Wirtschaftsbeziehungen, Geldtheorie und Geldpolitik hinzu, dessen Inhaber Peter Bernholz (*1929) vor allem zu makroökonomischen Themen, besonders zur Geld- und Währungstheorie, forschte.

Ausgebaut wurden auch die ausserakademischen Tätigkeiten. Bis zum Zweiten Weltkrieg verliefen die meisten Kontakte zwischen Wissenschaft, Politik und Wirtschaft über die Friedrich-List-Gesellschaft. Ende der 1950er-Jahre wurde aus ihr heraus eine eigenständige Firma gegründet: die Prognos AG. Sie war personell mit der List-Gesellschaft wie auch mit den ökonomischen Professuren an der Universität Basel eng verknüpft. Bis in die 1970er-Jahre war ihre Geschäftsführung weitgehend in den Händen von Salin- und Bombach-Schülern. Das Unternehmen spezialisierte sich auf empirische Studien, die sich methodisch auf die ökonometrische Wirtschaftsforschung stützten. Viele Aufträge fielen in den Bereich der Konjunktur- und Wachstumsprognosen, der Verkehrs-, der Forschungs- und der Bildungsplanung und der Verwaltung der sozialen Sicherungssysteme. Schon von Beginn richtete sich das Unternehmen über die Schweiz hinaus auch auf

den deutschen Markt aus und suchte zudem den Kontakt zu den Gremien der Europäischen Gemeinschaft – mit grossem Erfolg.

... und Konsolidierung im WWZ

Der strukturelle Ausbau ging auch später weiter. Im Rahmen der allgemeinen Spezialisierung wurden unter anderem die Betriebswirtschaft, die Finanzwissenschaft und die Wirtschaftstheorie verstärkt. 1987 wurden alle wirtschaftswissenschaftlichen Lehrstühle und Einrichtungen, die bislang auf verschiedene Institute verteilt waren, unter einem gemeinsamen Dach vereint und zum «Wirtschaftswissenschaftlichen Zentrum» (WWZ) zusammengefasst. Dieses war in der schweizerischen Universitätslandschaft ein Novum und galt schnell als modellhafte Einrichtung. Dass sich das WWZ 1996 als fakultäres Departement, ein Jahr später gar als eigene Fakultät konstituierte, war nur folgerichtig.

Schliesslich wurden auch die ausseruniversitären Kontakte zu Wirtschaft und Politik im Rahmen des WWZ auf eine neue Grundlage gestellt. Auch wenn sich die Basler Wirtschaftswissenschaften in den letzten Jahrzehnten methodisch-theoretisch fundamental gewandelt haben, so bleibt mit der engen Vernetzung zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik ein zentrales Element dieser Tradition bis heute lebendig.

Prof. Martin Lengwiler ist Assistenzprofessor für Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel.

Schon früh verspätet: Frauenstudium in Basel

Die Schweiz gilt gemeinhin als Wegbereiterin des Frauenstudiums in Europa. Wie kam es dazu, und warum war die Universität Basel erst vergleichsweise spät dabei? Regina Wecker und Simon Wenger

Zürich war eine der ersten europäischen Universitäten, an denen seit den 1860er-Jahren Frauen studierten. Während Studentinnen bald auch an andern Schweizer Hochschulen zugelassen wurden, liess man sich in Basel Zeit bis 1890. Wie ist der paradoxe Umstand zu deuten, dass just die Schweiz in Sachen höhere Frauenbildung eine europäische Vorreiterrolle einnahm? Und warum zog die Universität Basel nicht von Anfang an mit?

Russinnen als Wegbereiterinnen

Ein wichtiger Schlüssel zur Erklärung dieser Entwicklung liegt in der Nationalität der Studentinnen: Es waren nämlich die Russinnen, die den Zugang zum Studium erreicht hatten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren im russischen Reich politische Forderungen wie die Abschaffung der Leibeigenschaft auch mit der Forderung nach Frauenemanzipation und -bildung verbunden. Dabei wurde die «Bildung zum Nutzen des Volkes» vor allem von jenen Kräften als Voraussetzung für gesellschaftlichen Fortschritt angesehen, die im zaristischen Russland durch politisch-soziale Aktionen Reformen vorantreiben wollten.

Kurz vor 1860 begannen einige Frauen an der Universität Petersburg, genauer, an der dortigen «Medizinisch-Chirurgischen Akademie», Vorlesungen zu besuchen. Medizinische Kenntnisse und Erfahrungen in der Krankenpflege hatten Frauen als Freiwillige bereits im Krimkrieg (1853–1856) gesammelt, wofür sie viel öffentliche Anerkennung erhielten. Dies dürfte den Wunsch verstärkt haben, eine professionelle Ausbildung zu erwerben. Die Ärzteschaft schien dem positiv gegenübergestanden zu sein, allerdings hatte der Beruf des Arztes in Russland nicht das gleiche Prestige wie in Westeuropa.

Nach Studentenunruhen wurde die Universität Petersburg für kurze Zeit geschlossen, und bei ihrer Neueröffnung 1863 verbot man den Frauen den Zutritt. Um ihre Ausbildung fortzusetzen, reisten russische Studentinnen nach Zürich. Die meisten von ihnen wollten Medizin studieren, denn sie sahen so die beste Möglichkeit, politische Ziele mit dem Wis-

sen um konkrete Verbesserungen der Lebensbedingungen der ärmsten Bevölkerung in ihrer Heimat zu verbinden. Man gestattete ihnen 1866 in Zürich die Immatrikulation.

Nach den gescheiterten Revolutionen von 1848/49 in Europa war die Schweiz zu einem Refugium für politische Flüchtlinge avanciert, unter ihnen viele liberale Hochschullehrer, die emanzipative Forderungen unterstützten. Russland stellte jedoch bald die Anerkennung der Ausbildung infrage. Anlass dafür waren Gerüchte über Kontakte mit revolutionären Studentengruppen, von denen man befürchtete, sie würden die «zukünftigen Mütter» verderben. In einem Erlass befahl die russische Regierung 1873 den Studentinnen, die Universität Zürich zu verlassen, andernfalls würden sie in ihrer Heimat nicht zu Examen und öffentlichen Stellen zugelassen. Ein Teil der Studentinnen versuchte, den kompromittierten Studienort Zürich gegen eine andere Schweizer Universität zu vertauschen. Sie siedelten nach Bern und Genf über und leiteten dort den Beginn des Frauenstudiums ein.

Zögerndes Basel

Als eine Gruppe russischer Studentinnen die Universität Basel anfragte, ob sie hier ihr Studium fortsetzen könnten, wies man sie allerdings ab. Die Medizinische Fakultät sprach sich «im Prinzip gegen die Zulassung von Studentinnen zu den von Studenten besuchten Vorlesungen und Kursen» aus, und zwar «aus lokalen Schwierigkeiten». Die Russinnen, die Zürich verlassen mussten, waren nicht die einzigen Frauen, denen in Basel die Aufnahme des Studiums verwehrt wurde. Bei den Universitätsbehörden waren zwischen 1872 und 1889 verschiedene Gesuche eingegangen, die aber alle abgelehnt wurden. «Dass Basel so zögernd, ja missmutig der Zeitströmung nachgab», schrieb der Historiker Edgar Bonjour später, «lag [...] im Geist der traditionsreichen Universität begründet, wo Neuerungen sich nur langsam durchzusetzen pflegten».

Bewegung in die Frage kam erst, als 1889 Eduard Frey – ein Basler Bürger, der bisher in Zürich gelebt hatte und nun nach



Frauenheilkunde um 1900: Prof. Otto von Herff, Ordinarius für Gynäkologie, bei einer Vorlesung im Frauenspital (Bild: StaBS, Bild, 32, 251).

Basel zurückkehrte – für seine Tochter um Zulassung an die Basler Alma Mater nachsuchte. Dieses Gesuch löste eine offizielle Befragung unter den Professoren aus, bei der sich eine Mehrheit gegen die Zulassung von Frauen aussprach. Argumente waren die bekannten diskriminierenden Vorstellungen von minderen geistigen, emotionalen und physischen Eigenschaften der Frauen, aber auch moralische Bedenken. Hinzu kam die Angst, Eltern würden ihre Söhne nicht mehr «nach Basel schicken», wenn dort Frauen studierten.

Die Basler Regierung fühlte sich nicht an diese Meinungs-umfrage gebunden und beschloss 1890, Frauen «versuchsweise» zum Studium zuzulassen. Allerdings traf man dabei eine andere Lösung als an den andern Universitäten: Man ergänzte die Zulassungsbedingungen so, dass «auch Schweizerinnen, welche das 18. Altersjahr zurückgelegt haben, sowie [...] solche Ausländerinnen [...], welche ihre Vorbildung im hiesigen Kanton erhalten haben», zuzulassen sind. Anders formuliert: Die Zulassung von Frauen galt nur für Schweizerinnen und jene Ausländerinnen, die in Basel aufgewachsen waren – eine in der Geschichte der Schweizer Universitäten einmalige Klausel.

Bei der Entscheidung, Ausländerinnen nicht zum Studium zuzulassen, kam der Erziehungsminister, Regierungsrat Richard Zutt, der das Frauenstudium gegen den Vorbehalt vieler Universitätsdozenten durchsetzte, offensichtlich sehr geschickt Bedenken entgegen. Da war vor allem das Argument der mangelnden Vorbildung. Da von Ausländern allgemein keine Maturitätszeugnisse verlangt wurden, befürchteten Professoren wie etwa der Nationalökonom Karl Bücher, dass «der Zustrom ungeeigneter Elemente, den wir jetzt [...] bei den männlichen Studierenden nicht immer fern zu halten vermögen, bei den weiblichen, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Regel bilden würde».

Ein anderer Professor schrieb: «Ich bin gegen die Zulassung weiblicher Studierender zu den Vorlesungen der Studenten. Diese Abneigung mit zwingenden Gründen zu erklären, vermag ich nicht. Nur kann ich nicht einsehen, warum gerade die schweizerischen Universitäten dazu sollten ausersehen sein, dem Frauenstudium zu dienen, welches, soviel mir bekannt ist, sämtliche deutsche Universitäten ausschliessen.» Selbst der vehemente Befürworter der Einführung des Frauenstudiums, der Altphilologe Jacob Mähly, zog es vor, «für den Anfang wenigstens, grundsätzlich den fremden Zufluss ferne zu halten und einstweilen nur Schweizerinnen den Zutritt zu gestatten, [...] auch weil jener Zufluss aus der Fremde nicht immer aus den besten und reinsten Elementen besteht».

Störende «Hyperemancipierte»

Die russischen Studentinnen an den Schweizer Universitäten störten die Ordnung der Geschlechter, die für Frauen weder einen Platz in der Wissenschaft noch in der Öffentlichkeit vorsah. Als intellektuelle Frauen mit politischem Interesse und Engagement gaben sie eine ideale Projektionsfläche männlicher Ängste ab. Indem das «Experiment» auf Schwei-

zerinnen beschränkt wurde, begegnete man der Verunsicherung durch die russischen «Hyperemancipierten». Sie störten zudem die wirtschaftliche Ordnung. Hatte der junge Bundesstaat in den ersten Jahrzehnten nach 1848 noch eine liberale Immigrations- und Niederlassungspolitik verfolgt, so wandelte sich das Klima gegen Ende des Jahrhunderts. Der AusländerInnenanteil wurde zu einem Politikum, und das neue Wort «Überfremdung» fand Eingang in den politischen Diskurs.

In dieser Entwicklung machten die Universitäten keine Ausnahme. Der Ausschluss von Ausländerinnen blieb in Basel bis 1914 unverändert. Aber auch dann wurde er nicht einfach ersatzlos gestrichen. Obwohl zu dieser Zeit die Anzahl der russischen Studentinnen in der Schweiz schon um die Hälfte gesunken war, debattierte man im Kantonsparlament, dem Grossen Rat, noch immer über die Ausländerinnenklausel; befürchtet wurde, dass «unsere Universität von osteuropäischen Frauen überschwemmt werde». Man suchte nach Mitteln, die unliebsamen Fremden auszuschliessen, ohne allen Ausländerinnen den Zugang zu verwehren. Die Universität Basel wollte sich zumindest die Entscheidungsgewalt darüber, welche Ausländerinnen hier studieren dürften, nicht aus der Hand nehmen lassen und unterstützte folgende Gesetzesergänzung: «Durch Beschluss der Fakultät können Ausländerinnen auch mit auswärtigen Zeugnissen, die der Basler Maturität durchaus entsprechen müssen, zur Immatrikulation zugelassen werden.»

Der Grosse Rat lehnte einen Antrag des späteren Regierungsrats Fritz Hauser auf einheitliche Immatrikulationsbedingungen für Männer und Frauen ab. Ergänzend wurde bestimmt: «Dieser Beschluss gilt nur für die Fakultät, die ihn gefasst hat.» Damit lag es weiterhin im Belieben einer Fakultät, ob sie Ausländerinnen zulassen wollte oder nicht. Die Medizinische, die Philosophische und die Theologische Fakultät sprachen sich bis 1918 für die Zulassung von ausländischen Frauen mit Matur oder gleichwertiger Vorbildung aus. Dagegen behielt sich die Juristische Fakultät weiterhin vor, die Frage von Fall zu Fall zu regeln. Erst im Universitätsgesetz von 1937 – Hauser war inzwischen Erziehungsdirektor – wurde die Sonderstellung der Ausländerinnen zugunsten einer völligen rechtlichen Gleichstellung von Studentinnen und Studenten, von Ausländerinnen und Ausländern aufgehoben.

Das Neue als das Fremde?

1906 war ein Viertel der Studierenden in der Schweiz weiblichen Geschlechts, 90% von ihnen Ausländerinnen. Für das Frauenstudium mag es zunächst sogar ein Vorteil gewesen zu sein, dass Ausländerinnen Zugang zu den Schweizer Universitäten verlangten, war doch die liberale Professorenschaft der «neuen» Universitäten wie Zürich oder Bern ihrem Ansinnen geneigt. Zudem stellten Ausländerinnen die Gesellschaftsordnung nicht infrage, da angenommen wurde, dass sie die Schweiz bald wieder verlassen würden.

Die traditionsreiche Universität Basel hatte sich zunächst ablehnend verhalten. Als sich die universitären und politischen Behörden 1890 der Zulassungsfrage annahmen, begann sich das politische Klima gegenüber Einwanderern zu ändern. Die neue Angst vor «Überfremdung» trug dazu bei, dass Basel eine Lösung fand, die nicht nur – für die Schweiz – vergleichsweise spät, sondern auch einmalig restriktiv war.

Dass die Zahl der ausländischen Studentinnen in der Schweiz nach 1906 wieder stark zurückging, war allerdings weniger auf diese Ablehnung zurückzuführen. Ausschlaggebend dafür waren weitere Studienmöglichkeiten im Ausland – in Russland nach der Revolution von 1905 – wie auch die Zulassung von Frauen in Deutschland und Österreich nach 1900. Der Frauenanteil von einem Viertel wurde in der Schweiz erst wieder 1973/74 erreicht. Dann waren aber fast 70% der weiblichen Studierenden Schweizerinnen, etwas mehr als 30% Ausländerinnen. 2009 waren an der Universität Basel mehr als die Hälfte der Studierenden Frauen, der Anteil der Ausländerinnen unter ihnen betrug rund 20%.

Prof. Regina Wecker ist emeritierte Extraordinaria für Frauen- und Geschlechtergeschichte, Simon Wenger wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Basel.

Der grosse Umbau: Autonomie und weitere Trägerschaft

Im jüngsten Abschnitt ihrer langen Geschichte hat die Universität Basel einen tiefen Wandel erfahren: Ihre Trägerschaft erweiterte sich auf zwei Kantone, und gleichzeitig gewann sie eine deutlich grössere Autonomie. Mario König

Der Baslerbieter Regierungsrat Clemens Stöckli urteilte 1983 sehr eindeutig: «Bei einer Partizipation des Baselbiets an der Basler Uni müsste eine ganz neue Struktur geschaffen werden. Die jetzige Struktur ist mosaikartig zusammengesetzt und funktioniert so, doch möchte ich daran nicht partizipieren.» Seit 1976 leistete der Kanton Baselland substanzielle Beiträge zur Mitfinanzierung der Universität, mit deren alleinigem Unterhalt die Stadt je länger, desto mehr überfordert war. Diese Beiträge entsprachen allerdings nicht dem Anteil der Baslerbieter Studierenden, der jenen aus der Stadt zu Beginn der 1980er-Jahre überholte.

Institutionell blieb die Universität eine Verwaltungsabteilung des Kantons Basel-Stadt und unterstand einem komplizierten System staatlicher Aufsicht und Kontrolle. Wegen der zahlreichen verdeckten Leistungen der Stadt war nicht einmal klar, wie viel die Universität wirklich kostete. Das Rektorat hatte rein repräsentative Aufgaben, wenn auch die Rektoren kraft ihres Prestiges und ihrer Beziehungen darüber hinausreichenden Einfluss besaßen. Unübersehbar war in den 1980er-Jahren der Zug zur Stagnation. Berufungen waren langwierig und blieben öfter erfolglos, die Bedingungen für Lehre und Forschung verschlechterten sich, notwendige Erweiterungen und Neuerungen verzögerten sich.

Bewegung nach 1989

Die Hoffnung auf Besserung konzentrierte sich mehr und mehr auf eine künftige gemeinsame Trägerschaft durch die beiden Basel. Eine solche wurde zum beschworenen Fernziel. In der Publizistik, in Reden zum Dies academicus und bei anderen Anlässen spielte sie eine wachsende Rolle. Erst 1989 geriet diese Diskussion nachhaltig in Bewegung. Um die Finanzen der Kantone stand es gerade relativ gut; personelle Wechsel in den Regierungen wirkten belebend; parallele politische Vorstösse in den Parlamenten lösten die Aufnahme konkreter Verhandlungen aus. Initiativ und bewegend war vor allem Baselland. Ende 1989 lag von dieser Seite eine klare Willensäusserung vor: Man war bereit, die Universität we-

sentlich stärker zu unterstützen, vorausgesetzt, ihre Strukturen würden einer gründlichen Revision unterzogen. So eröffnete eine Organisationsanalyse 1990/91 den Umbau der Universität und stärkte den reformbereiten Kräften inner- wie ausserhalb der Hochschule den Rücken. Die Analyse empfahl die Rücknahme des unmittelbaren staatlichen Einflusses auf die Finanzierung über ein Globalbudget und auf die Wahl des Universitätsrats als dem entscheidenden Bindeglied zu Politik und Gesellschaft. Das Leitungssystem sollte auf dem Universitätsrat und einem gestärkten Rektorat beruhen.

Die Universität partizipierte in einem bemerkenswert hohen Mass – und mit einem gewissen Enthusiasmus – an ihrem eigenen Umbau. Ansatzweise sichtbar wurde dabei, dass es keine einheitliche Vorstellung von «Autonomie» gab. Viele Universitätsangehörige stellten sich diese als Erweiterung ihrer *individuellen* Autonomie im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung vor. Aus dem Blick geriet darüber, dass eine *institutionelle* Autonomie mit neuen Formen der Leitung und Kontrolle sowie einer erweiterten Rechenschaftspflicht gegenüber der Öffentlichkeit einherging – ein gewisses Konfliktpotenzial für die Zukunft.

Parallel dazu nahmen der politische Einigungsprozess zwischen den Kantonen und die Vorbereitung der parlamentarischen Vorlagen einen zügigen Verlauf. Baselland liess es vorläufig bei einer ausgebauten Minderheitsbeteiligung bewenden. Alles in allem bestand ein hoher Konsens, die Reform erfolgreich durchzuziehen; die in Baselland erwartete – und gelegentlich befürchtete – Volksabstimmung erwies sich als unnötig, da niemand das Referendum ergriff.

Als die Universität Basel im Januar 1996 in die Autonomie entlassen wurde, war dies eine schweizerische Premiere, die auch auswärts Beachtung fand. Inzwischen haben die übrigen Universitäten der Schweiz aufgeholt. Auf dem Papier mögen die Regelungen unterschiedlich aussehen, in der Gesamtwirkung ist vor allem in der Deutschschweiz überall die unmittelbare staatliche Steuerung zurückgetreten. Finanziert wer-



Historische Architektur weitgehend belassen: Hörsaal während der Renovation des Kollegienhauses von 2000/03 (Bild: Peter Schnetz).

den die Hochschulen über ein parlamentarisch bewilligtes Globalbudget; für dessen Verwendung im Einzelnen sind die Universitäten selber zuständig.

Was Basel auszeichnet und unterscheidet: Das Präsidium des Universitätsrats fällt hier nicht einem Regierungsmitglied zu. Diese externe Lösung beseitigte einen möglichen Konfliktpunkt zwischen den Trägerkantonen, die beide Anspruch auf die Leitung hätten erheben können. Dem neunköpfigen Universitätsrat gehörten anfänglich drei Regierungsmitglieder an, neben den beiden Erziehungsdirektoren auch die Leiterin des Basler Gesundheitsdepartements. Nach dem Staatsvertrag von 2007, der den Ausbau zur vollen Partnerschaft brachte, gehören nur noch die Erziehungsdirektoren dazu. Zugleich hat die Universität seither das Recht, selber eines der Mitglieder zur Wahl vorzuschlagen. Als nicht stimmberechtigte Mitglieder wirken im Universitätsrat zudem seit Anfang der Rektor, der Verwaltungsdirektor und der Sekretär des Universitätsrats mit.

Der Aufbruch in die Autonomie stand unter hohem Erwartungsdruck. Es gab eine Fülle nachzuholender Entwicklungsschritte, was den Ausbau von Fächern und die Überwindung von Engpässen betraf. Zugleich befand sich die Verwaltung noch voll im Aufbau, fehlte es noch an einem transparenten Finanzwesen. In vielen Bereichen war Improvisation angesagt. Eine wichtige organisatorische Änderung vollzog sich 1998, als das Rotationsmodell im Rektorat mit dem Dreiergremium von designiertem, amtierendem und ehemaligem Rektor abgelöst wurde durch ein hauptberufliches Modell. Aus der Sicht des Universitätsrats sollte damit mehr Kontinuität und Professionalität erreicht werden.

Erprobungen nicht ohne Konflikte

Die neuen Führungsstrukturen waren nicht in Stein gemeiselt. Vieles musste noch erprobt werden, so etwa die Funktionstüchtigkeit der neu geschaffenen Departemente. Die strategische und operationelle Führung von Rektorat und Universitätsrat strebte eine klarere hierarchische Gliederung an. Aus einem Teil der Universität schlug dem Widerstand entgegen. Aus der Sicht mancher Kritiker empfahl sich eher eine «Parlamentarisierung» der inneren Ordnung, mit einer verpflichtenden Anbindung des Rektorats an die Regenz, die den Rektor ja auch wählte, darüber hinaus aber vor allem beratende Funktionen besass.

Bevor aber akzeptable Kompromisse erzielt waren, verschärften sich diese Gegensätze von 2002 bis 2004. Zu den Differenzen um die Leitungsstrukturen kam der anhaltende Finanzdruck: Die erwartete und erhoffte Ausweitung zur paritätischen Trägerschaft durch die beiden Basel, die der Universitätsvertrag von 1994 in Aussicht stellte, liess nämlich auf sich warten. Für die Universität bedeutete dies, dass ihre Ausbaupläne vorläufig kaum zu realisieren waren. Zudem verursachte die auf europäischer Ebene beschlossene Umorganisation der Lehre nach dem «Bologna»-Modell erheblichen Aufwand. Nach anfänglichem Stillschweigen kumulierte vor

allem in der Philosophisch-Historischen Fakultät die Kritik, die ab 2002 auch in die Medien drang. Die Situation beruhigte sich erst, als sich die Kantone im Herbst 2004 auf die Schaffung einer paritätischen Trägerschaft für die Universität bis Anfang 2007 einigten. Zur Lösung der vielen Detailfragen brauchte es noch zähe Verhandlungen. Als sich aber im März 2007 der Staatsvertrag in der Volksabstimmung in Baselland zu bewähren hatte, sagte eine bemerkenswerte Mehrheit von nahezu 85% der Stimmenden Ja.

Effizienz und Management

Seit den Diskussionen Ende der 1980er-Jahre war «Autonomie» zu einem immer deutlicheren Ziel der Universitätsreform geworden. Dahinter stand nicht die Programmatik eines *New Public Management*, treibend war vielmehr die blanke Notwendigkeit, Baselland zum Mitträger zu machen, indem man die Universität aus ihrer engen Einbindung in den städtischen Staatsverband herauslöste. Die konkreten Formen zur Realisierung dieses Ziels waren dann aber durchaus von der zeittypischen Suche nach mehr Effizienz und dem Verlangen nach stärkerer Managementorientierung an der Spitze geprägt. Die damit verbundene Verpflichtung der Universität zur Erstellung ausführlicher Berichte und die periodische Bewilligung des Leistungsauftrags kommen zudem dem Willen der Parlamente entgegen, sich gewisse Einflusskanäle auch gegenüber der autonomen Universität zu sichern.

Trotz der Konsolidierung ist das an der Universität Basel entstandene Steuerungssystem immer noch in Entwicklung. Es erweist sich als «gemischtes System», das nur funktionieren kann, wenn durch geschickte personelle Besetzungen in den Führungspositionen deren Kooperation gewährleistet ist. Der Rektor wird weiterhin durch die Regenz gewählt, die sich als Organ der traditionellen akademischen Selbstverwaltung präsentiert.

Daneben stehen die gewachsenen Kompetenzen der neuen Aufsichts- und Leitungsorgane. So hat der Universitätsrat bei den Rektoratswahlen ein Vetorecht: Er kann eine nicht genehme Person ablehnen. Um eine solche Konfrontation zu vermeiden, müssen sich die Parteien von vornherein ins Einvernehmen setzen. In einem teilweisen Entgegenkommen gegenüber der inneruniversitären Kritik zwischen 2002 und 2004 fordert der Staatsvertrag von 2006 aber auch, dass der Universitätsrat bei Entscheiden über die strategische Ausrichtung, bei der Schaffung und bei der Aufhebung von Studiengängen die betroffenen Fakultäten anzuhören hat. Zudem kann die Regenz ein selbst bestimmtes Mitglied in den Universitätsrat entsenden. Mit solchen Bestimmungen bekräftigt der jüngste Staatsvertrag die integrativen, Kooperation geradezu erzwingenden Züge des «Basler Modells» – sie machen vielleicht sein zentrales Merkmal aus.

Dr. Mario König ist Historiker in Basel.

Mario König, In eigener Sache. Die Universität Basel unterwegs zu Autonomie und neuer Trägerschaft 1985–2010, Verlag des Kantons Basel-Landschaft (erscheint im April 2010).

Jubiläen und andere Feiern

Die Universität Basel hat immer wieder die Gelegenheit ergriffen, Jubiläen und andere Feiern zu begehen: Feste als geschichtsbezogene Wir-Anlässe. Georg Kreis

In einem Wörterbuch steht, dass man das Wort «jubilieren» auch für die Bezeichnung des hellen, fröhlichen Vogelgesangs verwende und dass auch von Engeln gesagt werde, dass sie zuweilen jubilierten. Wie auch immer: Die Universität jubiliert in diesem Jahr, sie tut das aber nicht zum ersten Mal. Und wenn sie es tut, geschieht es zum grossen Teil ohne historisches Vorwissen, sondern gleichsam aus einer inneren anthropologischen Programmierung. Sie ergeht sich in hellem, fröhlichem Gesang, blickt frohgemut in die Zukunft und vielleicht auch besinnlich in die Vergangenheit.

Feste Festprogramme

Frühere Jubiläen haben jeweils ein mehr oder weniger festes Programm reproduziert. Am Anfang steht die Konstituierung eines Jubiläumskomitees, denn gemeinsame Vorbereitungen erfüllen bereits einen wichtigen Festzweck. Es folgen typische Vorabendfeiern, die Begrüssung von Gästen aus der Ferne, die Festrede und der historische Rückblick, der die vorangegangenen Rückblicke rekapituliert und weiterspinnt – das Wiederholen im weitesten Sinn.

Es geht weiter mit einer Festpredigt – wobei die Differenz zwischen Rede und Predigt gering ist –, mit der Aufführung einer musikalischen Festkomposition (Hans Huber 1910, Benjamin Britten 1960), mit einem Festbankett, mit Grussadressen und Toasten, mit Ausstellungen (1939 und 1960), mit der Gelegenheit, sich selbst etwas zu schenken oder sich von andern etwas schenken zu lassen. Dazu gehören auch Erinnerungsmedaillen und Festschriften, kleinere Forschungsbeiträge und neue Gesamtdarstellungen der Universitätsgeschichte (Edgar Bonjour, Andreas Staehelin, Max Burckhardt).

In viel früheren, primär an Jahreszyklen orientierten Zeiten feierte man vor allem die «Geburtstage», so jährlich den Dies academicus – wie Weihnachten. Später wurden die grösseren Zeiträume mit ihren linearen Zeitstrahlen und damit die in Jahrhunderteinheiten zelebrierten sogenannten Säkularfeiern wichtig. Vergleichsweise bescheidene – und das heisst vor allem ohne Massenbeteiligung abgehaltene – Fei-

ern gab es schon 1660 und 1760; für 1660 ist belegt, dass man sich an «teutschen» Vorbildern orientierte.

Die Jubiläen von 1860 und 1960 und das Einweihungsfest des neuen Kollegienhauses am Petersplatz von 1939 wurden zu grösseren Volksfesten ausgeweitet. So ging das Bedürfnis nach Volksverbundenheit 1860 so weit, dass man ins speziell volksnahe Kleinbasel ging und mit den dortigen Ehrengesellschaften feierte. Dagegen war die Feier von 1939 anfänglich nicht als Volksfest geplant, sondern nur für einen «ausgewählten Teil der Bürgerschaft». Eine Anregung aus dem Spalenquartier bewirkte dann, dass man das Fest auf eine «breitere Basis» stellte.

1910 kam es zu einem kleineren Zwischenjubiläum. Die von andern zelebrierten Zwischen-Zwischenjubiläen der 25er- und 75er-Zäsuren haben die Universität Basel bisher nicht erreicht. Immerhin kam 1985 anlässlich der 525 Jahre eine kleine Nachschreibung der Universitätsgeschichte der «letzten 25 Jahre» zustande, bei der es allerdings mindestens so sehr um das Markieren des 150-jährigen Bestehens der Akademischen Zunft ging. Die Universität Zürich hingegen hat 2008 ihre 175 Jahre genutzt, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. Es ist Ausdruck gesteigerter Jubiläumsfreudigkeit, wenn 2009 die Basler Volkshochschule die 90 Jahre ihres Bestehens feierte und die Basler Kantonalbank sogar aus der Schnapszahl ihrer 111 Jahre ein kleines Jubiläum macht.

Geschenke aller Art

A propos Geschenke: 1960 bildete die «Entgegennahme der Geschenke» – wie 1860 – einen speziellen und feierlich abgewickelten Programmpunkt. Die kleineren Geschenke deckten dabei ein breites Spektrum ab: vom Wikingerschiff in Silber von norwegischen Studenten bis zu einem Tonbandgerät der Ortssektion der Radio- und Televisionsgeschäfte. Besonders grosszügig war der von mehreren Seiten alimentierte und von der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft (FAG) verwaltete «Fonds zur Förderung von Lehre und Forschung» von über 11 Mio. Franken.



Fackelumzug der Studentenschaft an der 500-Jahr-Feier (Bild aus: Paul Roth, Festbericht – Die Fünfhundertjahrfeier der Universität Basel 1960, Basel 1960).

Zwischen der Herstellung eines wertvollen Zyklus von Glas- und Wappenscheiben zur Eröffnung der neuen Bibliothek am Rheinsprung 1560 und einem 100-Jahr-Jubiläum der Universität besteht wohl kaum ein Zusammenhang. 1860 bot die Gelegenheit für einen kompletten Aussenumbau der Alten Universität am Rheinsprung. Damals wurde auch im Sinn eines Jubiläumsgeschenks mit einer Sammlung für eine Sternwarte der finanzielle Grundstein für das Bernoullianum gelegt.

Im keineswegs weniger festfreudigen 19. Jahrhundert gab es nicht nur die historischen Jubiläen zu runden Geburtstagen, sondern auch Jubiläumsanlässe, die Einweihungen und Eröffnungen in durchaus ähnlicher Weise «jubilierend» feierten. Etwa 1849 bei der Vollendung des Museums an der Augustinergasse, 1874 des Bernoullianums, 1886 der Universitätsbibliothek und 1939 des neuen Kollegienhauses – immer wieder mit Festreden, Umzügen und Banketten. Sogar Grundsteinlegungen bildeten im 19. Jahrhundert grosse Festanlässe. 1872 war im Fall des Bernoullianums sogar Bundespräsident Emil Welti zugegen.

«Warme Begeisterung»

An der Einweihung des Bernoullianums wurde der Zweck von Jubiläen in Erinnerung gerufen: Die 14 Jahre zuvor begangene 400-Jahr-Feier der Universität sei so manchem noch in lebhafter Erinnerung, schrieb Fritz Burckhardt, Professor für Physik: «Der Fremde sah, wie hier nicht eine abgeschlossene Körperschaft mit ihrer offiziellen Umgebung in den vier Mauern ein Fest feierte, sondern wie eine ganze Bürgerschaft mit warmer Begeisterung dieser Körperschaft zur Seite stand und damit ein redendes Zeugnis ablegte von der Achtung, welche sie für dieselbe hegte. Die hiesigen Theilnehmer aber sahen, dass auch die Achtung, welche unsere Anstalt geniesst, nicht auf den Kreis unserer Mauern beschränkt ist. Die Universität empfand, dass ihre Wurzeln immer tiefer giengen; man fühlte sich stärker [...]»

Es erstaunt nicht, dass auch 1989 das 50-jährige Bestehen des Kollegienhauses gefeiert wurde. Neben Jubiläen der gesamten Institution und der Einweihung von stattlichen Gebäuden gab und gibt es auch Jubiläen einzelner Fakultäten – wie kürzlich 20 Jahre WWZ – und, etwas traditioneller, Gedenkfeiern grosser Gelehrter von Erasmus bis Euler. Als die FAG 1885 ihr 50-jähriges Bestehen beging, begründete dies ihr damaliger Vorsteher so: Der Zeitraum von 100 Jahren sollte zwar die Regel bilden. Aber offensichtlich wollte man in einer Zeit, da in dichtester Folge ein Jubiläum das andere gleichsam jagte, nicht abseits stehen und fand sogleich eine einleuchtende Erklärung für den Jubiläumsmut. Das erste halbe Jahrhundert eines Gebildes betreffe die «Probezeit», in der «ein neuer Gedanke auf seinen Gehalt sich bewähren muss». Mit dem Jubiläum wolle man eigentlich nur das Bestehen dieser Lehr- und Probezeit feiern.

Es gab für die Universität auch andere Arten des Feierns: Ohne Zeitbezug wurde 1978 jubiliert, als der am Biozentrum

tätige Mikrobiologe Werner Arber den Nobelpreis zugesprochen erhielt. Dieses historische Ereignis zeitigte ganz elementare Freudenbekundungen: Man liess am Arbeitsplatz Korken knallen, machte einen Umzug durch die Stadt und manifestierte so in formalisierter und ritueller Weise die eigene Existenz im öffentlichen Raum.

Der *Introitus* der Arber-Feier führte vom Biozentrum durch die Innenstadt zum Kollegienhaus, wo vor wartendem Publikum feierlich in die Aula einmarschiert wurde, angeführt vom uniformierten Pedell mit Szepter. In der benachbarten Mensa folgte ein bescheidenes Gemeinschaftsmahl. Vertreten waren ausser den Spitzen der Universität die Repräsentanten der Politik: die Präsidenten des Grossen Rats und des Landrats von Basel-Stadt und Basel-Landschaft, und selbst der Regierungspräsident bzw. Landammann des Kantons Aargau, dessen Bürger der Nobelpreisträger ist, war anwesend. Zudem gaben sich die Spitzen des Schweizerischen Nationalfonds die Ehre, und die Medien berichteten ausführlich über den Anlass.

Erinnertes Erinnern

Einige der älteren Semester werden sich wohl noch an das grosse Jubiläum von 1960 erinnern. Gerade in diesem Punkt besteht eine wesentliche Funktion eines Erinnerungsfestes: Wenn es gelingt, kann man sich später gelegentlich an das gemeinschaftliche Erinnern individuell wieder erinnern. Noch 1930 schwärmte Jacob Wackernagel, Sprachwissenschaftler und ehemaliger Rektor, vom Universitätsjubiläum von 1860 mit einer Stadt voller beflaggter Häuser. Solches Erinnern geschieht keineswegs nur auf nostalgische Weise, sondern auch beim Herstellen von Perspektiven auf vor uns liegende Horizonte (Stichwort: «Fit für die Zukunft»).

Über eine festliche Verdichtung des kollektiven Seins schafft man einen wegweisenden Referenzpunkt. Das ist eine kulturelle Leistung. Bis zu einem gewissen Grad lebt jedes Jubiläum vom Vorhergehenden und erbringt zugleich eine Vorleistung für das nachfolgende. Vielleicht noch wichtiger als Vergangenheit und Zukunft ist jedoch die Gegenwart: die vergewissernde Produktion eines Selbstbilds und die Bekräftigung der als eng verstandenen Beziehungen zur lokalen bürgerlichen Gesellschaft ebenso wie zur weiter gefassten akademischen Gemeinschaft.

Prof. Georg Kreis ist Professor für Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel.

Das Universitätsarchiv – vom Szepter bis zu Computerdateien

Das Archiv der Universität Basel reicht bis in die Anfangszeit zurück. Nachdem es jahrhundertlang in der Universität selbst untergebracht war, wird es seit 1904 vom Staatsarchiv Basel-Stadt betreut. Hermann Wichers

Grundlage für die heutige Situation bietet das kantonale Archivgesetz, dem auch öffentlich-rechtliche Institutionen wie die Universität unterstehen, wenn sie Personendaten bearbeiten. Das Gesetz verpflichtet die Universität, alle Dokumente, die nicht mehr benötigt werden und keinen Aufbewahrungsfristen mehr unterliegen, dem Staatsarchiv anzubieten. Dieses entscheidet darüber, welche Unterlagen langfristig aufbewahrt werden und welche nicht. Zudem verpflichtet der Universitätsvertrag der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft von 2007 die Universität, ein Archiv zu führen.

Die Truhe des Rektors

Kernstücke des Universitätsarchivs waren zur Gründungszeit die Matrikel und das Regenzprotokoll. Hinzu kamen das Szepter, das Rektoratssiegel und die Kasse. Diese wurden dem neuen Rektor jeweils am Tag der Amtsübergabe (24. Juni) in einer Truhe, der «arca rectoris», von Studenten oder dem Pedell der Universität ins Haus gebracht. Alle übrigen Unterlagen lagerten in einem Schrank, den nur die wichtigsten Amtsträger der Universität gemeinsam öffnen konnten. Bei diesem Schriftgut handelte es sich zunächst um wichtige Dokumente der Universität, später kamen weitere hinzu, die man nicht mehr laufend benötigte, aber als rechtlich oder für die Verwaltungspraxis relevant einstufte.

Verluste erlitt das Archiv zunächst in der Reformation, als der Rat die alte, autonome Universität kirchlich-katholischer Prägung suspendierte und ihr Schriftgut, ihre Insignien und ihr Vermögen einzog. 1532 erhielt die Universität zwar einen Teil zurück, zentrale Urkunden und Akten wurden aber in die Kanzlei des Rats überführt. Von dort gelangten sie Ende des 19. Jahrhunderts ins Staatsarchiv, wo sie mit der Neuordnung der Bestände vor allem in die «Erziehungsakten» und die «Städtischen Urkunden» eingegliedert wurden. Daher findet sich in dieser zentralen Urkundenserie auch die Gründungsurkunde der Universität vom 12. November 1459.

Neben dem Rektorat unterhielten die ursprünglich vier Fakultäten bereits im 15. Jahrhundert eigene Archive, die

ebenfalls in Truhen und Schränken aufbewahrt wurden und neben Urkunden, Büchern und Akten auch Wertobjekte wie Siegel und Gelder umfassten. Die Verwaltung lag bei den jeweiligen Dekanen, eine Kontrolle durch Rektor oder Regenz gab es nicht. In den Fakultäten wurde der Aufgabe aber nicht immer dasselbe Gewicht beigemessen, weshalb die ältere Überlieferung teilweise sehr uneinheitlich ist. Eine eigentliche Betreuung und Erschliessung des Universitätsarchivs wird erst um 1700 fassbar. Diese Anfänge verliefen aber im Sand. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts ordnete der Jurist Johannes Schnell das Universitätsarchiv neu. Auf seine Anregung wurde auch das Amt des Universitätsarchivars geschaffen, das bis zur Aufhebung 1920 jeweils ein Professor innehatte.

Archiv und Registratur getrennt

1904 übergab die Universität ihr Archiv, das bereits zuvor aus dem Sitzungszimmer des alten Kollegiengebäudes ins neue Staatsarchiv an der Martinsgasse überführt worden war, offiziell in dessen Verantwortung. Damit wurde eine Trennung von Archiv und Registratur vollzogen. Die Registratur sollte die Unterlagen der letzten 20 Jahre umfassen und weiter im Aufgabenbereich der Universität verbleiben. Das Archiv selber wurde ins Staatsarchiv integriert, wo es der Forschung zur Verfügung stand und durch turnusgemässe Ablieferungen der Universität ergänzt wurde. Allerdings zwang das vermehrte Aktenmaterial des ausgehenden 19. Jahrhunderts schon bald zu einer umfassenden Überarbeitung der Archivordnung. Diese blieb danach im Kern bis 1996 in Kraft, wenn sie auch verschiedentlich erweitert werden musste.

War das Archiv also gut untergebracht und professionell betreut, entwickelte sich die Registratur in eine andere Richtung. Zunächst noch im Staatsarchiv untergebracht, wurden die Unterlagen 1911 wieder ins alte Kollegiengebäude am Rheinsprung überführt. Aufgabe des Universitätsarchivars war es, alle nicht mehr benötigten Unterlagen der verschiedenen Institutionen der Universität in die Registratur



Zentrales Gründungsdokument: Päpstliche Stiftungsurkunde der Universität Basel von 1459 (Bild: StaBS, Städtische Urkunde 1658).

zu übernehmen und die Ablieferung der mehr als 20 Jahre alten Unterlagen ins Staatsarchiv zu organisieren. Allerdings sperrten sich einige Fakultäten und Institute unter Berufung auf ihre Autonomie gegen solche Abgaben. Vorstösse, für alle verbindliche Richtlinien zur Archivierung zu erlassen, versandeten zunächst weitgehend. Übrig blieben einzig Empfehlungen, denen in der Universität sehr unterschiedlich nachgelebt wurde.

Die Situation änderte sich nur unwesentlich, als 1920 die Betreuung der Registratur dem neuen, vollamtlichen Universitätssekretär übertragen wurde. Dieser fand kaum Zeit, sich neben seinen Verwaltungsaufgaben der Registratur zu widmen. Die Ablieferungen ins Staatsarchiv gerieten immer mehr ins Stocken, bis sie mit der Pensionierung des ersten Universitätssekretärs 1958 gänzlich endeten. Von kleineren Ausnahmen abgesehen, gelangten nun mehr als zwei Jahrzehnte keine substanziellen Ablieferungen mehr ins Staatsarchiv. Die langjährige Zusammenarbeit war in der Universität weitgehend in Vergessenheit geraten.

Auch die Registratur war in keinem guten Zustand. Erst 1961 erliess die Universität unter Rektor Edgar Salin eine neue Registraturordnung. Sie wurde aber nur im Rektorat, nicht jedoch in den Fakultäten angewandt, die bei ihrer Aktenführung ebenso autonom blieben wie die Seminare und Institute. Rund 20 Jahre mehr oder weniger erfolgreich umgesetzt, geriet die Registraturordnung in den 1980er-Jahren offenbar immer mehr in Vergessenheit. Die Zuordnung der Unterlagen riss langsam ab, und neue, eigenständige Sachbearbeiter- oder Ressortablagen entstanden. Die unterschiedlichen, teilweise nebeneinander bestehenden Ablagesysteme führten bald dazu, dass sachlich zusammengehörende Unterlagen an unterschiedlichen Stellen abgelegt wurden.

Sichtung und Sicherung

Im Staatsarchiv wurde die Überlieferungssituation der Universität mit zunehmender Sorge betrachtet. Staatsarchivar Andreas Staehelin ging daher Ende der 1970er-Jahre auf die Universität zu, worauf eine umfassende Sichtung und Sicherung des an vielen Orten verstreuten Materials begann. Alles, was nicht nach der Registraturordnung von 1961 abgelegt war, sollte zusammengetragen und ins Universitätsarchiv überführt werden. So gelangten 1981 bis 1983 über 20 Ablieferungen im Umfang von rund 25 Laufmetern ins Staatsarchiv. Dabei konnten wesentliche Bestände (Regenz- und Fakultätsprotokolle, Quästur, Stiftungen, Promotionsakten aller Fakultäten usw.) ergänzt, vereinzelt sogar Lücken geschlossen werden: So tauchten verschollen geglaubte Promotionsakten der Juristischen Fakultät wieder auf. Neu war der umfangreiche Bestand von Personalakten zu Professoren, Lehrbeauftragten und Lektoren. Zeitlich lag der Schwerpunkt der Unterlagen etwa zwischen 1930 und 1945, teilweise reichten sie aber bis in die 1980er-Jahre. Leider fehlten weitgehend die Verwaltungsunterlagen der Fakultäten von etwa 1940 bis 1970, die trotz intensiver Nachforschungen nicht mehr aufgefunden werden konnten.

Ungelöst blieb das Problem einer kontinuierlichen vorarchivischen Betreuung der Universität. Dies trug dazu bei, dass sich vor allem die Unterlagen von Rektorat und Verwaltung bald wieder im zentralen Archivkeller im Kollegienhaus anhäuften. Da dort auch Unterlagen verschiedener Dekanate untergebracht wurden, musste mit der Zeit ein zweiter Kellerraum belegt werden, hinzu kamen Schränke in den Kellergängen – ein wirklicher Überblick bestand nur noch teilweise. Dies zeigte sich, als die Räume bei der Renovation des Kollegienhauses 2001/02 geräumt werden mussten. Eine Bewertung war erst nach einer umfassenden Sichtung und Verzeichnung seitens der Universität möglich. Wie schon 20 Jahre zuvor tauchten dabei wiederum Unterlagen auf, die bereits als verloren gegolten hatten. Insgesamt wurden etwa 125 Laufmeter vom Staatsarchiv übernommen, weitere rund 75 Laufmeter kassiert, d.h. vernichtet, darunter grosse Mengen an Drucksachen. Alle nach 1990 entstandenen Unterlagen verblieben in der Universität und wurden in neue Archivräume überführt.

Abgrenzung der Aufgaben

Rasch zeigte sich, dass man die neuen Ablieferungen nicht in den bisherigen Archivplan einordnen konnte, zu sehr hatten sich die Strukturen der Universität seit den 1970er-Jahren verändert und erweitert. Analog zur seit 1996 bestehenden rechtlichen Selbstständigkeit der Universität entschloss man sich im Staatsarchiv zu einem Schnitt: Das alte Universitätsarchiv wurde geschlossen und eine Abteilung «Neueres Universitätsarchiv» eröffnet, die sich an den heutigen Strukturen der Universität orientiert.

Universität und Staatsarchiv haben sich in letzter Zeit mit der weiteren Betreuung des Archivs befasst. Wie schon 1903/04 gefordert, steht eine Abgrenzung der Aufgaben an. Die Regenz hat Archivierungsrichtlinien erlassen, welche die Verantwortlichkeiten regeln: Die Universität muss einen sachgerechten Umgang mit ihren Unterlagen sicherstellen und die Registraturen pflegen, und das Staatsarchiv dient weiterhin als Standort des nicht mehr benötigten und für die dauerhafte Überlieferung vorgesehenen Materials. Beides bezieht auch die Sicherung elektronischer Unterlagen ein.

Zur Umsetzung der Richtlinien wurde zum 1. Januar 2010 mit Susanne Grulich Zier eine Universitätsarchivarin angestellt. In einer zweijährigen Pilotphase soll sie ein Archivierungskonzept erarbeiten, das der Universität im Sinn eines modernen «Records management» Handlungssicherheit im Umgang mit ihren Unterlagen verschafft, um so die Fortführung der überaus dichten Überlieferung der vergangenen Jahrhunderte auch für das 21. Jahrhundert zu gewährleisten. Dies nicht zuletzt im Sinne einer effizienten Geschäftsführung, die teure Mehrfachablagen oder den unwiederbringlichen Verlust von wichtigen Informationen verhindert – gerade auch im Bereich der elektronischen Unterlagen.

Dr. Hermann Wichers ist Archivar und Betreuer des Universitätsarchivs im Staatsarchiv Basel-Stadt.

Eine Website zur Universitätsgeschichte

Universität Basel – seit 1460 unterwegs: Auf einer neuen Website lässt sich durch die Geschichte surfen – und dabei viel Unbekanntes über die Universität entdecken: www.unigeschichte.unibas.ch. Christiane Sibille

Mit einem Klick von der Gründung zur Autonomie, von dort zur Geschichte des Frauenstudiums, hin zu den Porträts bisheriger Jubiläumsfeiern: Das erste Jubiläum im 21. Jahrhundert bietet eine hervorragende Gelegenheit, die Geschichte der Universität Basel multimedial im Internet zu präsentieren. Im Auftrag des Rektorats und unter Leitung von Prof. Susanna Burghartz und Prof. Georg Kreis hat ein Projektteam des Historischen Seminars eine Website erstellt. Sie will nicht nur unterschiedliche Aspekte der Geschichte der ältesten Schweizer Universität darstellen, sondern soll auch als Plattform zur Präsentation des vielfältigen Quellenmaterials dienen.

Die Texte der Website wurden von Mitgliedern des Projektteams, VertreterInnen der Fakultäten und einzelner Fächer sowie externen ExpertInnen verfasst. In Kooperation mit andern universitären Einrichtungen (Universitätsbibliothek, Imaging & Media Lab, New Media Center) und dem Staatsarchiv Basel-Stadt wurden seltene und fast vergessene Bild-, Ton- und Filmdokumente gesichtet, digitalisiert und teilweise von veralteten Speichermedien auf neue übertragen. So lässt sich etwa die filmische Dokumentation der Eröffnung des Kollegienhauses von 1939 ansehen oder man kann Ausschnitte aus den Jubiläumsfeiern von 1960 und aus Vorträgen von Professoren im Originalton anhören. Dabei wurde auf die Tondokumentationen zurückgegriffen, welche die Radio-Genossenschaft Basel der Universität zum 500. Geburtstag geschenkt hatte.

Thematische Vielfalt

Die Website gliedert sich thematisch in zwei Abschnitte. Der erste Bereich ist institutionell organisiert – hier findet man die Geschichte ausgewählter Fächer und aller Fakultäten, der Gebäude und Orte, Institutionen und Akteure, aber auch Materialien zur Geschichte der Universität. Der zweite Bereich bildet die Hochschule in ihrem gesellschaftlichen Kontext ab und fragt nach ihrer Einbindung in lokale und globale Phänomene, nach Aufbrüchen und Stagnationen und

versucht darüber hinaus, einen historischen Längsschnitt zu den bisherigen Jubiläumsfeiern zu geben. Anders als in vergleichbaren Online-Historien ist die Seite bewusst offen angelegt: Sie verzichtet auf vorgegebene Routen und versucht, durch zahlreiche Verlinkungen den Nutzern die Möglichkeit zu geben, einen eigenen Weg durch die Universitätsgeschichte zu wählen.

Ziel des Website-Projekts ist nicht eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Universität, wie sie der Historiker Edgar Bonjour 1960 vorgelegt hatte. Vielmehr geht es den Initianten darum, die thematische Vielfalt einer wissenschaftshistorischen Beschäftigung mit der Universität Basel anhand ausgewählter Aspekte aufzuzeigen. Sie hoffen, damit auch über das Jubiläumsjahr hinaus weitere Forschung anzuregen, für deren Ergebnisse die Website dann ein Publikationsforum bieten kann.

Christiane Sibille, MA, Assistentin für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Basel, ist Koordinatorin des Website-Projekts zur Universitätsgeschichte.

Die Website geht im Rahmen der Eröffnungsfeiern zum 500-Jahr-Jubiläum in Liestal im April 2010 online: www.unigeschichte.unibas.ch

175 Jahre Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel

Die Freiwillige Akademische Gesellschaft (FAG) fördert die wissenschaftliche Bildung und Forschung an der Universität Basel – und das seit 175 Jahren. Caspar Zellweger

Die Gründung der FAG 1835 war das Werk von Andreas Heusler-Ryhiner, Ratsherr und Rechtsprofessor, und der äussere Anlass die zwei Jahre zuvor vollzogene Kantonstrennung der beiden Basel, in die auch das Universitätsvermögen einbezogen wurde. Die Stadt wurde verpflichtet, den Landkanton mit der damals enormen Summe von 331'451.55 Franken auszukufen. Trotz angespannter Finanzen entschied der Grosse Rat, die Universität als öffentliche Einrichtung beizubehalten. Diese war damals alles andere als populär: So lag dem Parlament ein Vorstoss vor, die Universität als nutzlose, veraltete Institution zu schliessen und dafür eine allgemeine Gewerbeschule zu eröffnen. Wer studieren wollte, sollte dies an den eben eröffneten Universitäten in Zürich und Bern tun.

Die Universität war zwar gerettet, doch stufte der Grosse Rat die Juristische und die Medizinische Fakultät auf eine nur noch propädeutische Funktion hinab. Heusler verstand es, umfangreiche private Mittel für die akademische Lehre und Forschung zu mobilisieren. Am 20. April 1835 veröffentlichte er mit andern einen flammenden Gründungsauf Ruf, der die wichtigsten Tätigkeiten der Organisation umriss: Sammeln von privaten Spenden für Gehaltszulagen zur Gewinnung und Erhaltung qualifizierter Dozenten, Ausbau der wissenschaftlichen Sammlungen und Popularisierung der wissenschaftlichen Forschung. Die Idee war schlagend, schnell flossen der Gesellschaft beträchtliche Mittel aus Schenkungen, Legaten und Stiftungen zu.

Der Gesellschaft war eine doppelte Aufgabe zugedacht: Durch private Mittel wollte man die Finanzierungsbasis der Universität erweitern und zudem unabhängig von politischen Behörden ihre Entwicklung beeinflussen. Diese Beeinflussung war von Anfang an darauf ausgerichtet, zu ergänzen, zu vermehren und zu vervollkommen, was der Staat für die Universität leistete. Ein solcher Ansatz entspringt der Einsicht, dass «ein freiwilliger Verein gar manches anregen, anbahnen und versuchen kann, was eine Behörde aus Besorgnis des Misslingens unterlassen muss, was aber doch in der

Erfahrung als zweckmässig sich bewähren kann», wie es im Aufruf von 1835 heisst.

Das feine Gewebe zwischen Unabhängigkeit und Freundschaft, Sorge und Zuwendung ist gelebte Tatsache. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Verein bis heute mehr Idee als Institution geblieben ist. Einen «Vereinsbetrieb» gibt es kaum: Entscheide und Verantwortung liegen bei einer ehrenamtlichen Kommission von derzeit elf Mitgliedern. Erst nachdem die Zunahme der Gesuche nicht mehr anders zu bewältigen war, erhielt die FAG 2004 eine 50%-Geschäftsstelle. Von der Kommission werden jährlich rund 200 Gesuche, in den Subkommissionen etwa weitere 100 bearbeitet.

Mit ihren Zuwendungen hat die FAG Vielfältiges unterstützt, so etwa – neben vielem andern – die Rückberufung von Jacob Burckhardt, die Pensionierung von Friedrich Nietzsche oder den Bau des Bernoullianums (1874), des Botanischen Gartens (1896) und der Universitätsbibliothek (1901). In Basel unterhielt die Gesellschaft lange wohl nicht den einzigen, aber sicher den grössten Fonds, welcher der Universität verpflichtet war.

Vermutlich gibt es an der Universität keine Institution und keine Fakultät, die von der FAG nicht schon bedacht worden ist. Es geht dabei nicht nur um die Suche nach Exzellenz, sondern auch um die Ermöglichung eines breit abgestützten, individuellen Wissenschaftsbetriebs, der die Marke «Universität Basel» ins In- und Ausland trägt. Die FAG hat heute rund 1'500 Mitglieder; ihr Vermögen beläuft sich auf rund 60 Mio. Franken, wobei auch die jüngsten Börsenkrisen nicht spurlos an ihr vorbeigegangen sind. Bis heute hat sie immer wieder zum Teil bedeutende Zuwendungen erhalten – ein Zeichen dafür, dass zahlreichen Menschen das Gedeihen der Universität und der Museen, die zum Universitätsvermögen gezählt haben, ein Anliegen ist. Die FAG genießt bei vielen das Vertrauen, ihren Aufgaben nachzukommen.

Dr. Caspar Zellweger ist Vorsteher der FAG.
www.fag-basel.ch

Helma Wennemers: Alltagsbetrachtungen III

Lechts und links



Lechts und links – manch einer mag sagen, da gibt es heutzutage doch kaum noch etwas zu verwechseln ... Dabei sind links und rechts für unser Leben enorm wichtig. Aber fangen wir im Alltag an: Wie oft habe ich versucht, einen Flaschenverschluss im Uhrzeigersinn aufzudrehen, jedesmal vergeblich – Flaschengewinde wie auch Schrauben sind bis auf wenige Ausnahmen rechtsgängig. Ebenso ist der Grossteil aller Schneckenhäuser rechtsgängig. Dafür schlängeln sich die Ranken jeder Knöterichpflanze auf dieser Welt linkerhand um einen Stab, also gegen den Uhrzeigersinn. Und auch die Treppenhäuser in Ritterburgen sind zumeist linksgängig, was den rechtshändigen Verteidigern der Burg einen entscheidenden Vorteil gegenüber den Angreifern verschaffte.

Nette Anekdoten, mögen Sie sagen, aber wieso sollen links und rechts so wichtig für unser Leben sein? Nun, von den meisten Molekülen, die unseren Körper aufbauen, kann man sich auch zwei Formen vorstellen, die sich wie Bild und Spiegelbild zueinander verhalten, sich aber nicht zur Deckung miteinander bringen lassen. Die beiden Formen sind also vergleichbar mit einer linken und einer rechten Hand. Von derartigen «händigen» Molekülen kommt in unserem Körper nur jeweils eine der beiden Sorten vor. Bei den Aminosäu-

ren, aus denen die Eiweisse aufgebaut sind, ist das die linke Form, bei den Zuckern die rechte. Die gleichen Formen von Aminosäuren und Zuckern treten auch bei Pflanzen und Tieren auf und können von unseren Eiweissen, die oft als Enzyme agieren, gut verdaut werden. Nahrung mit «spiegelbildlichen» Zuckern und Aminosäuren wäre im besten Fall unverdaulich, da sie in die Form unserer Verdauungsenzyme nicht hineinpassen und daher nicht abgebaut werden können.

Die bestimmte dreidimensionale Form von Eiweissen in unserem Körper ist aber nicht nur bei der Verdauung von Nahrung wichtig, sondern auch bei einer grossen Zahl von Prozessen der Informationsübertragung und daher bei der Entwicklung von Medikamenten. So passt bei einem gängigen Mittel gegen Heuschnupfen zum Beispiel die «linke Hand» des Medikaments deutlich besser in die Passform des Zieleiweisses und ist daher wirksamer als die rechte. Ebenso wirkt sich die definierte Passform der Eiweisse auf unseren Geruchssinn aus: Wenn wir Kümmel und Pfefferminze riechen, so riechen wir nichts anderes als das Bild und das Spiegelbild zweier Verbindungen, die sich ansonsten in nichts voneinander unterscheiden.

... und da soll noch jemand sagen, es mache nichts aus, links und rechts miteinander zu verwechseln.

Prof. Helma Wennemers (*1969) ist Extraordinaria für organische Chemie an der Universität Basel. Nach dem Studium in Frankfurt a. M. doktorierte sie an der Columbia-Universität in New York und war danach Postdoktorandin an der Nagoya-Universität in Japan. 1999 kam sie als Stiftungs-Assistenzprofessorin der Firma Bachem an die Universität Basel. In ihrer Forschung untersucht sie die Eigenschaften von Peptiden als Vermittlern von chemischen Reaktionen sowie Bausteinen supramolekularer Aggregate und entwickelt synthetisches Kollagen.

In dieser Kolumne beleuchtet eine Naturwissenschaftlerin einige alltägliche Phänomene aus ihrer Sicht. Die Texte sind ursprünglich 2005/06 als Radiobeiträge für die Sendung «DRS 2 aktuell» entstanden und wurden für den Druck leicht bearbeitet. Die Original-Radiokolumnen zum Anhören: <http://www.chemie.unibas.ch/~wennemer/index.html> (> On the Air).

Für wen die Nachtigall singt

Bei der Nachtigall haben Männchen, die mehr flöten als ihre Konkurrenten, mehr Chancen bei den Weibchen. Deren Partner-suche beobachteten Forschende der Universität Basel mithilfe kleiner Radiosender. Nun wollen sie mit neuen Geräten das Zugverhalten der Tiere studieren. Valentin Amrhein

Frankreich beherbergt mit rund einer Million Vögeln die grösste Nachtigallenpopulation Europas. Etwa 200 davon leben in einem Gebiet von 20 Quadratkilometern um die Petite Camargue Alsacienne bei Saint-Louis, wenige Kilometer hinter der Landesgrenze bei Basel. Verantwortlich für die grosse Nachtigallendichte sind unter anderem die zahlreichen Büsche, die hier recht unaufgeräumt vor sich hin wuchern. Die Forschungsstation Petite Camargue liegt inmitten singender Nachtigallen, und ein Schwerpunktprojekt der Station gilt denn auch der Biologie dieser Vögel. Von Mitte April bis Ende Mai ist es fast unmöglich, sie zu überhören: Mit einem Schallpegel von über 90 Dezibel, gemessen in einem Meter Entfernung, erzeugt die Nachtigall einen Lärm, der nach Europäischer Richtlinie zum Schutz der Arbeitnehmer am Arbeitsplatz eigentlich verboten ist.

Gesang rund um die Uhr

Nun kommen auch Nachtigallenforscher selten bis auf einen Meter an singende Nachtigallen heran. Die Vögel sind zwar nicht sehr ängstlich, verbergen sich aber gern im dichten Gebüsch. Jedes Tier hat ein Gesangsrepertoire von etwa 200 verschiedenen Strophentypen; die einzelnen Strophen dauern drei Sekunden und bestehen aus variabel angeordneten Trillern, Flötentönen und geräuschartigen Elementen. Während der Periode des Nachtgesangs singen die Vögel pro Stunde etwa 500 dieser Strophen, und das fast rund um die Uhr, denn Nachtigallen singen auch tagsüber.

Wozu dieser Aufwand? Da bei der Nachtigall wie bei den meisten Singvögeln nur die Männchen singen, liegt es nahe, dass der Gesang etwas mit der Anlockung von Weibchen oder mit der Verteidigung eines Brutreviers zu tun hat. Ein erster Hinweis darauf, dass es wirklich der Nachtgesang ist, auf den die Weibchen fliegen, ergab sich aus der Korrelation

des Familienstandes der Männchen mit dem Auftreten des Gesangs: Im Allgemeinen singen nur unverpaarte Männchen nachts. Sobald sich ein Weibchen im Revier eines Männchens niedergelassen hat, hört dieses auf, nachts zu singen. Tagsüber hingegen singen auch verpaarte Männchen munter weiter. Daraus kann man folgern, dass der Nachtgesang wohl zur Anlockung von Weibchen dient.

Weitere Aufklärung über die weibliche Partnerwahl brachte die Benutzung kleiner Telemetriesender, die auf die Rücken der Vögel geklebt werden. Damit ausgestattete Nachtigallen senden einmal pro Sekunde ein Radiosignal, das mit einer tragbaren Antenne empfangen werden kann. Aus der Lautstärke des Signals kann man schliessen, wie weit der Busch entfernt ist, in dem die Nachtigall gerade sitzt. Nun ist die Zeitperiode, in der sich Weibchen einen Partner suchen, bei sogenannten Langstreckenziehern wie der Nachtigall äusserst kurz. Zwischen der Ankunft vom Heimzug aus dem afrikanischen Winterquartier bis zur Verpaarung vergehen nur wenige Stunden oder Tage, und es ist fast aussichtslos, ein Weibchen gerade während dieser kurzen Zeit zu fangen und mit einem Sender zu bestücken.

Simulierte Ankunft

Um sicherzugehen, dass tatsächlich unverpaarte Weibchen auf Partnersuche beobachtet werden können, wurde deshalb die Ankunft der Weibchen in einem für sie unbekannten Gebiet simuliert. In der Zeit vom 20. April, wenn die ersten Weibchen eintreffen, bis Anfang Mai, wenn die ersten Eier gelegt werden, wurden zehn Weibchen in der Gegend von Colmar gefangen und in die Petite Camargue verfrachtet. Vier Forscher blieben jedem dort ausgesetzten Weibchen zwei Tage lang auf den Fersen. Die Weibchen auf Partnersuche legten tatsächlich etwa ab Mitternacht bis in die frü-



Lebt im Verborgenen und macht sich in der Regel nur durch ihren Gesang bemerkbar: Nachtigall beim Singen (Bild: Peter Buchner).

hen Morgenstunden mehrere Kilometer zurück. Sie liessen sich dabei immer wieder in Revieren von nachts singenden Männchen nieder, bis sie am Ende der ersten oder zweiten Nacht schliesslich bei einem der Sänger blieben und sich mit diesem verpaarten.

Da der Nachtgesang der Männchen über mehrere 100 Meter hörbar ist, können die Forscher auf einfache Weise feststellen, welche Nachtigallenmännchen der Petite Camargue eben nachts singen und also unverpaart sind. Spannend ist nun, zu untersuchen, welche Faktoren die Wahrscheinlichkeit beeinflussen, dass ein Männchen erfolgreich um eine Partnerin wirbt oder aber unverpaart bleibt. Studien aus der Petite Camargue haben zum Beispiel gezeigt, dass aggressive Männchen, die öfter die Gesangsstrophen von Nachbarmännchen überlappen und ihnen dadurch ins Wort fallen, mehr Chancen bei den Weibchen haben. Auch sind jene Männchen am erfolgreichsten, welche besonders oft Strophen singen, die mit immer lauter werdenden Flötentönen beginnen – das berühmte «Schluchzen» der Nachtigall.

Nun sind Nachtigallen nur von April bis August unsere Gäste. Der grössere Teil ihres Lebens spielt sich auf dem Zug und im Winterquartier südlich der Sahara ab. Auch das Verhalten während des Zuges hat wahrscheinlich grossen Einfluss auf den Verpaarungserfolg. So haben zum Beispiel Männchen, die nur wenige Tage früher im Brutgebiet eintreffen als andere, viel bessere Aussichten, ein Weibchen anzulocken und überhaupt brüten zu können.

Vögel mit Rucksäcken

Das bisherige Wissen über das afrikanische Leben unserer Singvögel beschränkt sich auf die wenigen Fälle, in denen ein Vogel, der bei uns mit einem Metallring markiert wurde, in Afrika wiedergefunden wurde. Eine neue Studie der Forschungsstation Petite Camargue in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Vogelwarte Sempach soll jetzt das Zugverhalten und die Lage der Winterquartiere individueller Nachtigallen untersuchen.

Ein an der Vogelwarte entwickeltes Datenspeicherungsgerät macht es möglich, einmal pro Tag auf etwa 100 Kilometer genau den Aufenthaltsort eines Vogels zu ermitteln. Das etwa ein Gramm leichte Gerät wird mit einem Rucksack auf dem Vogelrücken befestigt, misst laufend die Intensität des Lichtes und speichert die Informationen ab. Aus den tageszeitlichen Änderungen der Lichtverhältnisse lassen sich die Uhrzeiten von Sonnenauf- und -untergang ermitteln, woraus man die Koordinaten errechnen kann, an denen sich der Vogel aufhält: Je weiter Richtung Äquator, desto kürzer wird der Tag, und je weiter Richtung Osten, desto früher geht die Sonne auf und wieder unter.

Im Frühjahr 2009 haben 100 Nachtigallen aus der Petite Camargue ein solches Gerät erhalten. Zum Vergleich wurden je 100 weitere Tiere aus der italienischen Poebene und aus Bulgarien damit auf die Reise geschickt. Mit Spannung wird nun die Rückkehr der Tiere im April erwartet, wenn die Geräte abgenommen und die Datenspeicher ausgelesen werden können. Wenn alles gut geht, werden wir im Verlauf des Jahres nicht nur wissen, wo die Nachtigallen der verschiedenen europäischen Studienggebiete in Afrika überwintern. Die Daten könnten auch Aufschluss darüber geben, wie die Lage der Winterquartiere oder das Verhalten während des Zuges den Verpaarungserfolg im Brutgebiet beeinflussen. Wer Wüste und Mittelmeer besonders schnell überquert, muss vielleicht nur kurz nachts singen – und hat besonders schnell Erfolg bei den Damen.

PD Dr. Valentin Amrhein ist Assistent am Zoologischen Institut der Universität Basel und Direktor der Forschungsstation Petite Camargue Alsacienne.

Die Station wird vom privaten Basler Förderverein «Association Suisse Pro Petite Camargue Alsacienne» getragen und steht den Instituten der Universität Basel zur Benutzung zur Verfügung.
www.camargue.unibas.ch

Arbeit mit digitalen Manuskripten: Beispiel Robert Walser

Das Imaging & Media Lab der Universität Basel hat die Handschriften des Schweizer Schriftstellers Robert Walser digitalisiert – und unterstützt damit ihre Erforschung mit Mitteln der wissenschaftlichen Fotografie und der digitalen Bildbearbeitung. Elias Kreyenbühl

Das Digitalisieren von Manuskripten und Archivalien erlebt derzeit eine Hochkonjunktur. Es gibt kaum eine Bibliothek, die sich nicht mit einem oder mehreren Digitalisierungsprojekten hervortut. Doch wird die Frage, wie Forschende mit den digitalisierten Dokumenten arbeiten sollen, noch recht wenig diskutiert. Die digitale Revolution hat sich bisher vorwiegend auf die Art der Verbreitung ausgewirkt. Im Imaging & Media Lab werden daneben derzeit auch Methoden erprobt, wie aus dem elektronisch verfügbaren Dokument auch ein erkenntnistheoretischer Mehrwert gewonnen werden kann.

Für das Robert-Walser-Archiv gab es handfeste Argumente, die wertvollen Manuskripte des Schriftstellers zu digitalisieren. Sie wurden in den letzten Jahrzehnten nämlich so intensiv genutzt, dass sie nun aus konservatorischen Gründen vor weiteren Zugriffen geschützt werden müssen. Um die Originale so schonend wie möglich zu erfassen, wurden die rund 4000 Handschriften im Archiv digitalisiert. Dank einer hoch auflösenden Sinar-Kamera mit Makrooptik wurde eine atemberaubende Bildqualität erreicht: Auf den 130 Mega-

byte grossen Bilddateien sind selbst noch winzige Papierfasern gestochen scharf erkennbar.

Zahlreiche Texte Walsers sind als sogenannte Mikrogramme erhalten: äusserst verdichtete Textentwürfe auf kleinstem Raum in einer winzigen Bleistiftschrift. Neben der Digitalisierung wollten die Forscher wissen, wie die Lesbarkeit dieser Mikrogramme mithilfe der wissenschaftlichen Fotografie unterstützt werden kann. Dabei wurden zwei unterschiedliche Zugänge erprobt: Zum einen untersuchte man, welche zusätzliche Information sich über andere fotografische Aufnahmetechniken (Infrarot- und UV-Fotografie) erschliessen liess; zum andern wurden an den elektronischen Dateien Methoden der digitalen Bildverarbeitung ausprobiert. Als besonders aufschlussreich erwies sich dabei die Technik der Hauptkomponentenanalyse: In der Darstellung liess sich die Tinte viel klarer vom Papierhintergrund abheben, und die verschiedenen Überarbeitungsschritte des Schreibprozesses traten deutlicher zum Vorschein. Somit fand sich ein einfaches Werkzeug, auf das die Literaturwissenschaft für die Kritische Robert-Walser-Ausgabe

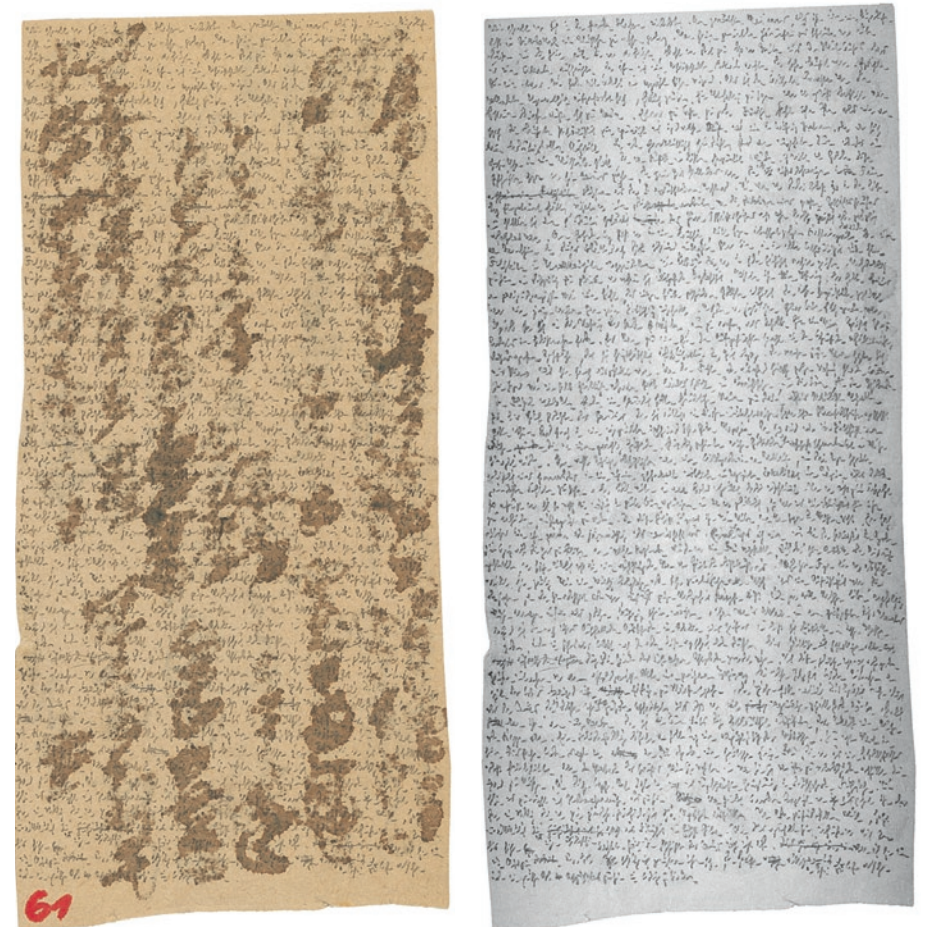
bei Bedarf zugreifen kann. Gegenwärtig zeichnen sich weitere neue Verfahren der Bilderfassung ab. Die wissenschaftliche Fotografie, wie sie etwa bei forensischen Fragen oder in der kunsthistorischen Bildanalyse angewendet wird, hat in den letzten Jahren Methoden der multispektralen Fotografie entwickelt, die eine noch viel tiefere Erschliessung von Gemälden und Dokumenten ermöglicht. Indem sie das Licht auch in den für das Auge unsichtbaren Bereichen erfassen, geben sie den Blick unter die Oberfläche frei.

Wie sich dies für die quellenkritische Arbeit mit Manuskripten auswirken kann, zeigt die Infrarotaufnahme eines Walser-Mikrogramms (Bild rechts). Die Vorderseite ist mit winziger Bleistiftschrift beschrieben, auf der Rückseite stehen ein paar wenige Wörter in grober Tintenschrift, die später mit unzähligen Kringeln übermalt wurden. Diese Tinte drückte so stark auf die Vorderseite durch, dass sie hier einige Textpassagen unleserlich machte. In der Infrarotaufnahme ist die Tinte nicht mehr sichtbar, weil sie, im Gegensatz zum Bleistift, das Licht in diesem Spektralbereich nicht ab-

sorbiert. Dieses Beispiel gibt einen Hinweis, in welche Richtung sich die künftige Quellenarbeit mit digitalen Faksimiles erweitern könnte. Es ist gut denkbar, dass Historikerinnen und Literaturwissenschaftler ihre Quellenkritik mit einem analytischen Zugriff auf das Bild erweitern werden. Die neuen Methoden nutzen das digitale Bild anders als bisher: nicht in seiner dokumentarischen Eigenschaft, sondern in seiner erkenntnistheoretischen Funktion. Bisher hat die digitale Verfügbarkeit von Quellen noch nicht zu einem qualitativen Sprung geführt, und die Zweifel bei schwer lesbaren Passagen sind am Bildschirm meist grösser als vor dem Original. Zudem unterliegt das Faksimile noch stark dem Dogma der Originaltreue – ein Versprechen, dem das digitale Bild nur mit Mühe nachkommen kann. Statt der Identität der digitalen Kopie wird man künftig aber vielleicht vielmehr ihre Differenz und Variabilität zu schätzen und zu nutzen wissen. Die originalgetreue Kopie ist nämlich nicht mehr als ein ganz bestimmtes Moment der digitalen Simulation.

Elias Kreyenbühl ist Doktorand und Assistent am Imaging & Media Lab der Universität Basel. www.iml.unibas.ch, www.robertwalser.ch

Robert-Walser-Mikrogramm 61 recto im sichtbaren Licht (links) und im Infrarot (rechts). Im Infrarot ist nur noch Bleistift sichtbar, Tinte und rote Markierung verschwinden (Bild: Imaging & Media Lab, © Robert-Walser-Archiv).



Eine Forscherin mit Bodenhaftung

Ihr Interesse gilt der Biogeochemie des Bodens und dessen Veränderungen durch die Landnutzung und den Klimawandel: Eine Begegnung mit Christine Alewell, die das Institut für Umweltgeowissenschaften leitet – und sich mehr Zeit für die Forschung wünscht. Anna Wegelin

Das Bernoullianum schräg gegenüber der Universitätsbibliothek Basel ist viel grösser, als man von aussen auf den ersten Blick denkt. Der weitläufige, denkmalgeschützte Bau aus dem 19. Jahrhundert beherbergt neben einem rege genutzten Hörsaal unter anderem die drei Institute des jetzigen Departements Umweltwissenschaften der Universität, darunter das Institut für Umweltgeowissenschaften. Dessen Leiterin, Prof. Christine Alewell, hat ihr Büro im dritten Stock des Bernoullianums. Der Gang dorthin führt durch lange Korridore, um viele Ecken und über mehrere Treppen. Das verwinkelte Gebäude und die permanente Baustelle im Haus sind symptomatisch für ein Institut, das in den letzten Jahren gleich zwei grosse Umstrukturierungen erfahren hat.

Seitdem die Professorin im März 2003 nach Basel berufen wurde, beanspruchen die Reorganisation des Departements innerhalb der Universität und der Aufbau von Studiengängen einen wesentlichen Teil ihrer Arbeitszeit. Zuerst galt es, die damaligen Departemente Geografie und Erdwissenschaften zu einem einzigen Departement Geowissenschaften zusammenzuführen. «Das war ein sehr konstruktiver Prozess», sagt sie rückblickend. Denn vorher hätten sich die beiden verwandten Disziplinen gegenseitig eher behindert. Kaum war jedoch diese Fusion vollzogen, stand der noch grössere Zusammenschluss zum neuen Departement Umweltwissenschaften an. Sie sei zwar zufrieden mit dem Resultat, meint die Ordinaria: «Doch das ständige Restrukturieren verschleissst unheimlich viele Ressourcen – und

man verliert so den Kontakt zur Forschung.» Nur wenn dafür genügend Zeit am Stück zur Verfügung stehe, könnten jene Freiräume und jene Kreativität entstehen, die ebenso wichtig seien wie die geeignete wissenschaftliche Methodik.

«Reaktionsgefäss des Ökosystems»

Aufgewachsen ist Christine Alewell in Laubach, einer Kleinstadt bei Giessen im deutschen Bundesland Hessen. «Ich war schon immer sehr viel in der Natur», erzählt die passionierte Reiterin, die den norddeutschen Dialekt ihrer Eltern bis heute bewahrt hat. Als junge Frau wollte sie zunächst entweder Tiermedizin oder Biologie studieren, entschied sich dann aber für letzteres Fach. Die Tiermedizin, wie sie damals auf dem Land praktiziert worden sei, sei ihr zu materialistisch und zu wenig wissenschaftlich geprägt gewesen: «Es ging nur darum, den Gewinn aus dem Tier zu optimieren.»

Während ihres Biologiestudiums in Göttingen begann sie mit der Waldschadensforschung, die sich unter anderem mit dem sauren Regen befasste. Von dort war der Weg zur forstlichen Bodenkunde nicht mehr weit. Der Boden habe sie schon damals fasziniert, weil er von verschiedenen Disziplinen her erforscht wird, sagt die Professorin: «Hier kommen die verschiedensten Bereiche der Natur zusammen: die Atmosphäre, das Wasser, die Tiere und Pflanzen, die Gesteine ...» Christine Alewells Faszination für den Boden hält bis heute an. Den Boden könne man als «das Reaktionsgefäss des Ökosystems» bezeichnen. Wenn beim Menschen die inneren Organe streiken, gehe ja auch nichts mehr.

Prof. Christine Alewell, geboren 1966 in Deutschland, ist seit 2003 Ordinaria für Umweltgeowissenschaften der Universität Basel und leitet das gleichnamige Institut im Departement Umweltwissenschaften. Studium der Biologie an den Universitäten Göttingen und Bayreuth, wo sie 1995 promovierte und sich 2001 im Fachgebiet Bodenkunde habilitierte. Hier war sie in verschiedenen Funktionen am Institut für Terrestrische Ökosystemforschung BITÖK tätig. Auslandsaufenthalte sammelte sie im südlichen Afrika (Ciskei, 1987/88) und in den USA (Syracuse, New York State, 1996–1998). Ihr Forschungsgegenstand ist die Biogeochemie mit dem Schwerpunkt Boden. An der Universität Basel ist sie in mehreren Gremien engagiert, so unter anderem in der Kommission für Chancengleichheit.



Ideale Verbindung von Schreibtischarbeit und Feldforschung: Umweltgeowissenschaftlerin Christine Alewell (Bild: Andreas Zimmermann).

Der Boden steht auch im Zentrum fast aller ihrer früheren und aktuellen Forschungsprojekte, wobei sie sich selbst nicht als klassische Bodenkundlerin sieht, sondern eher als Bio-geochemikerin mit Schwerpunkt Boden.

Wie im Krimi

Als Beispiel für ein interdisziplinäres Vorgehen nennt die Forscherin eines ihrer Projekte, das kurz vor dem Abschluss steht. Es galt, im Auftrag der Energieversorgung Saarland sogenannte Pflanzenkläranlagen zu untersuchen – Bodenfilter in der freien Natur, in denen das Abwasser gereinigt wird. Dabei verwenden die von Christine Alewell und ihren Kollegen und Kolleginnen untersuchten Anlagen verschiedene Lavasande als Filtersubstrat. Die Fragestellung lautete: Weshalb reinigen Sande mit fast genau gleicher Zusammensetzung nicht gleich gründlich? «Es war wie im Krimi», erzählt die Umweltgeowissenschaftlerin, «bis wir herausfanden, dass es das Mineral Zeolith war, welches die grossen Unterschiede in der Reinigungskapazität erzeugte».

Christine Alewell erwähnt ein zweites von ihr geleitetes Forschungsprojekt (vgl. UNI NOVA 107/2007): ein vom Schweizerischen Nationalfonds und vom Bundesamt für Umwelt unterstütztes Projekt zu den Ursachen der Boden-erosion im ernerischen Urserental, das inzwischen auf das Goms im Wallis auf der anderen Seite des Furkapasses erweitert worden ist. «Bei der Frage, wie es zur Erosion des Bodens gekommen ist, stösst man plötzlich auf Prozesse, die in fachliches Neuland führen; diese verlangen damit nach Methoden, an die man vorher gar nicht gedacht hat», sagt Christine Alewell. Das mache eine weitere Faszination ihres Berufs aus, der idealerweise die Schreibtischarbeit – von der computer-gestützten Geoinformatik bis zur Isotopenanalyse im Labor – mit der Feldforschung verbinde.

Erderwärmung in Nordschweden

Zeit haben für die eigene Forschung, das ist Christine Alewell neben der intensiven Begleitung ihrer Studierenden und Doktorierenden besonders wichtig. So berichtet sie noch immer gerne über ihren anderthalbjährigen Auslandsaufenthalt Mitte der 1990er-Jahre in Upstate New York. An der Syracuse University suchte sie nach den Verursachern des Eintrags von atmosphärischen Schadstoffen in den White Mountains im Bundesstaat New Hampshire.

Im letzten Jahr war es wieder Zeit für einen Auslandsaufenthalt: Ihr halbjähriges Sabbatical benutzte Christine Alewell unter anderem dazu, im schwedischen Abisko 200 Kilometer nördlich des Polarkreises mit einem Team der Universität Umeå die Folgen der Erderwärmung in den sogenannten Palsas zu untersuchen, in Mooren über dem Permafrost, die ein einzigartiges Ökosystem bilden. «Wir wissen alle, dass vor allem der CO₂-Ausstoss den Klimawandel verursacht, dass wir zu viel Fleisch essen, zu viel Auto fahren und zu viele fossile Brennstoffe verbrauchen», meint sie nüchtern: «Dazu müssen wir nicht mehr forschen.» Doch trotzdem sei es wichtig, die Reaktion der Ökosysteme zu verstehen. Und

es müssten vor allem auch Menschen ausgebildet werden, die in ihrem Studium «ökosystemares Prozessverständnis» sowie «logisches, komplexes und naturwissenschaftliches Denken» lernen, sagt Christine Alewell: «Wenn man dann noch dem einen oder der anderen Studierenden ökologische und ethische Werte nahebringen kann, dann ist sehr viel erreicht.»

Welche Rolle spielt eigentlich der Umweltschutz im Privatleben der Professorin, die sich gerne im Freien bewegt? Sie fahre viel Velo oder nehme den Zug, kaufe fast nur Bio-produkte und wenig Fleisch ein, erklärt sie. Sie lebt in Basel und im nahe gelegenen südbadischen Wiesental. Hier hat sie zusammen mit ihrem Partner, einem Biologen, einen alten Bauernhof gekauft. «Eigentlich hatten wir beabsichtigt, auf einem neuen Grundstück ein Minergiehaus zu bauen», erzählt sie. Das wäre bestimmt energiesparender gewesen als der alte Hof, den sie mit Holz heizen müssen und später mit einem Windrad und Solarpanels aufstocken wollen. Doch aus der Sicht der Bodenkunde sei der Kauf eines alten Hauses richtig. Denn die zunehmende Fleckenbesiedelung, gerade auch im Einzugsgebiet von Basel, wo es viel leerstehenden Wohnraum gibt, hält sie nicht für gut: «Es ist eigentlich unverantwortlich, immer mehr unbebautes Land zu versiegeln.»

Anna Wegelin ist Journalistin in Basel.



Schatzkammern

Anlässlich ihres 550. Geburtstags öffnet die Universität Basel ihre Schatzkammern und zeigt Zeugnisse aus ihrer Frühgeschichte. Sie kehrt dazu an den Ort ihrer Gründung zurück: Im Hochchor des Münsters werden Schriftstücke und Objekte aus dem ersten Jahrhundert der «hohen Schule» präsentiert – und im Katalog dokumentiert. Die ausgewählten Bestände aus dem Staats- und Universitätsarchiv zeugen von den Wurzeln der Universität im Basler Konzil bis zu ihrer Neuorganisation infolge der Reformation. Sie führen auf eine Reise zu den Anfängen eines Unternehmens, das sich im Spannungsfeld verschiedener Interessen erst bewähren musste. Beiträge zu den geschichtlichen Hintergründen stellen die Exponate in den Zusammenhang von Stadt, Kirche und den geistigen Strömungen der Zeit, umrahmt von Biografien prägender Persönlichkeiten. Prof. Martin Wallraff ist Ordinarius für Kirchen- und Theologiegeschichte an der Universität Basel und Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts in Basel. Neben seinem Forschungsschwerpunkt Spätantike arbeitet er über Buchwesen und die materielle Kultur des Christentums. Lic. phil. Sara Stöcklin-Kaldewey hat Philosophie und Theologie studiert und ist als Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kirchengeschichte der Universität Basel tätig. Sie war für die wissenschaftliche Vorbereitung der Ausstellung «Schatzkammern» verantwortlich.

Martin Wallraff und Sara Stöcklin-Kaldewey (Hg. im Auftrag des Rektorats), Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte. Katalog zur Ausstellung im Münster. Schwabe Verlag, Basel 2010. 128 S., broschiert. 25 Fr.



Comic zur Gründung

Wie ist es 1460 zur vergleichsweise raschen Gründung der Basler Universität gekommen? Die Entstehungsgeschichte der ältesten Universität der Schweiz ist nicht nur gut belegt, sondern gibt auch Stoff für einen Comic her. Ausgangspunkt für die Idee einer Basler Universität war 1458 die Wahl von Enea Silvio Piccolomini zum Papst Pius II. Dieser hatte während des Basler Konzils von 1431 bis 1449 schon hier gelebt und die Stadt kennen und schätzen gelernt. Wie Dokumente belegen, packten damals Basler Bürger die Gelegenheit beim Schopf und trieben die Gründung der Hochschule voran. Der Gang der weiteren Ereignisse und die wichtigen Personen im Comic sind historisch belegt, auch die Zeichnungen nehmen die Atmosphäre der damaligen Zeit auf. Die Illustratorin Elena Pini und der Texter Andreas K. Heyne haben in Zusammenarbeit mit den Historikern Prof. Martin Schaffner und Dr. Claudius Sieber-Lehmann ein informationsreiches, farbenfrohes und spannendes Gemälde der Basler Bildungsrevolution des 15. Jahrhunderts entworfen. Ihnen ist es gelungen, aus Tatsachen und Erfundenem Bilder entstehen zu lassen, die den Schwung der Gründungszeit noch einmal aufleben lassen.

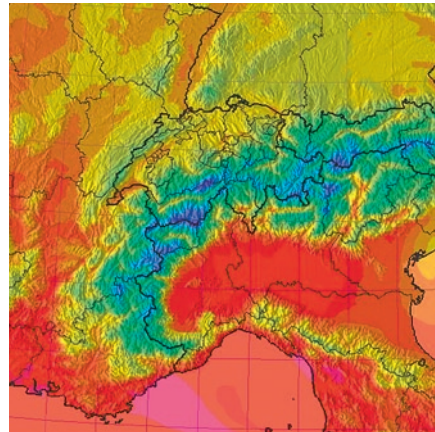
Elena Pini, Unsere Universität, Der Comic zur Gründung der Universität Basel 1460. Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 2009. 48 Seiten, durchgehend farbig bebildert, Hardcover. 28 Fr.



Professoren und Berufungen

Im Schwerpunktthema widmet sich der Band Aspekten aus der Geschichte der Universität Basel und dabei vor allem Geschichten um Berufungen und Professoren – aus Anlass des diesjährigen 550-Jahr-Jubiläums. Zwei Beiträge beleuchten anhand der gescheiterten Berufungen des Nobelpreisträgers Adolf Butenandt auf den Lehrstuhl für Physiologische Chemie (1947–1959) und von Helmut Gollwitzer auf jenen für Systematische Theologie (1961/62) das Verhältnis von Universität, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Dies jeweils vor dem Hintergrund der kritischen Distanz zu Deutschland nach 1945 sowie der Einbindung in die antikomunistischen Denkmuster des Kalten Kriegs. Gegen Butenandt sprach seine Position als Universitätslehrer im nationalsozialistischen Deutschland, und gegen Gollwitzer, einen Schüler Karl Barths, gab es Bedenken wegen angeblich fehlender Distanz zur kommunistischen Ideologie. Weitere Beiträge untersuchen anhand von Fallbeispielen – vor allem aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg –, welche Fragen und Probleme sich aus der Besetzung von Lehrstühlen durch Deutsche ergaben, und widmen sich am Beispiel eines Einbruchs in die Bibliothek des Domstifts 1581 den Anfängen der Bibliotheksgeschichte an der Universität Basel.

Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel (Hrsg.), Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Bd. 109, Aus der Geschichte der Universität Basel. Schwabe Verlag, Basel 2009. Ca. 238 Seiten, broschiert, mit zahlreichen Abbildungen. 75 Fr.

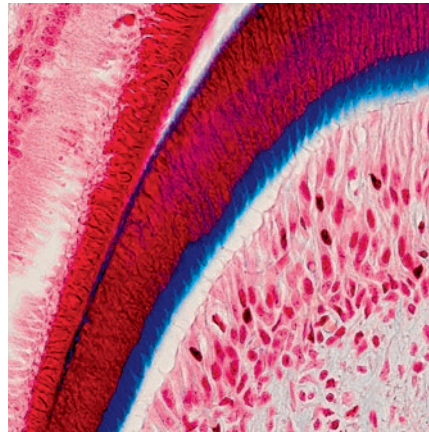


Wind und Wetter

Eine an der Universität Basel entwickelte Website mit Wetterprognosen hat sich bei Wetterprofis wie Wanderern, Bergsteigerinnen, (Hobby-)Piloten und Astronominnen schnell beliebt gemacht: meteoblue bietet eine einzigartige, hoch auflösende Wettervorhersage. Der kostenlose und einfach zugängliche Dienst nutzt neueste wissenschaftliche und technische Entwicklungen, um die Vorhersagen zu berechnen und darzustellen. Weltweit erfolgreiche Wettermodelle wurden durch verbesserte Parametrisierung und Leistungssteigerung so weiterentwickelt, dass sich für ganze Kontinente hochauflösende Wettervorhersagen im Abstand von 3 bis 18 Kilometern berechnen lassen. Auch Prognosen für gebirgige Landschaften und lokale Ereignisse wie Föhn oder Gewitter sind möglich. Durch spezielle Algorithmen können Temperatur-, Wind- und Feuchtevorgaben für jeden beliebigen Ort erstellt werden.

Ursprünglich am Institut für Meteorologie, Klimatologie und Fernerkundung der Universität Basel entstanden, wurde meteoblue 2006 als eigenständiges Unternehmen gegründet; mit dem Institut besteht weiterhin eine enge Kooperation. Seit 2007 werden zweimal täglich hochauflösende Wettervorhersagen für Europa, Afrika, Südamerika und Südostasien berechnet. meteoblue kann als weltweit erster Anbieter die Wahrscheinlichkeit von örtlichen Wetterereignissen im grafischen Überblick für jeden Ort zeigen. Mit einem weiteren Dienst (where2go?) wird zudem erstmals eine flächendeckende Gebietswetterkarte im Web angeboten: Im Umkreis eines ausgewählten Ortes lässt sich das beste Wetter für die nächsten Tage suchen und das Ergebnis auf einer Karte innert Sekunden anschauen. Weitere Produkte und Dienste der Firma sind auf Unternehmen aus rund 20 Ländern zugeschnitten, deren Entscheidungen vom Wetter abhängen.

www.meteoblue.com



Virtuell mikroskopieren

Gewebeproben von menschlichen und tierischen Organen lassen sich auf einer Website der Universität Basel online betrachten und untersuchen. Die eigentlich für einen Internetkurs für Studierende der Human- und der Zahnmedizin entwickelte Seite steht auch der Öffentlichkeit zur Verfügung. Der Kurs gliedert sich in die beiden Hauptthemen «Allgemeine Histologie» und «Mikroskopische Anatomie», in denen verschiedene histologische Präparate angeklickt werden können. Jedes Präparat ist mit einer eigenen Mikroskopieranweisung ausgestattet, die über das Ziel der Untersuchung, Besonderheiten und zu untersuchende Präparatstellen Auskunft gibt. Innerhalb der Hauptthemen gelangt man zu den einzelnen Unterthemen – so zum Beispiel Atmungs- und Verdauungsorgane oder Nervensystem – und von dort aus direkt zu den einzelnen Schnittpräparaten wie Leber, Magen oder Gallenblase. Navigieren lässt sich innerhalb der Proben auf drei verschiedene Arten, und auch eine Vergrößerung des Präparats bis zum 40-Fachen ist möglich. Zur Erklärung der histologischen Fachausdrücke ist zudem auch ein eigenes Glossarium erstellt worden.

Die für das Projekt notwendigen Mittel wurden von der Medizinischen Fakultät der Universität Basel zur Verfügung gestellt. Neben der Dienstleistung an die Öffentlichkeit erhofft man sich auch eine Reduktion der Präsenzzeiten in den Histologiekursen, sowohl auf Seite der Dozierenden wie auch auf jener der Studierenden. Die Website wurde von Prof. Dr. Udo M. Spornitz vom Anatomischen Institut mit dem New Media Center und PD Dr. Katharina Glatz vom Institut für Pathologie realisiert.

www.histologie.unibas.ch



Schweizer Bibliothekskatalog

Ein zentraler Katalog für über 740 Schweizer Bibliotheken: Nach knapp zweijähriger Entwicklungszeit ist seit Kurzem swissbib in einer Beta-Version öffentlich zugänglich. Zusammengeführt werden hier die universitären Einrichtungen aller Schweizer Sprachregionen, zahlreiche Fachhochschul- und Forschungsbibliotheken, die Nationalbibliothek, mehrere Kantonsbibliotheken sowie einige öffentliche Bibliotheken. swissbib ist ein auf Suchmaschinenteknologi basierender Metakatalog, der rund 20 Millionen bisher verstreut über verschiedene Katalogsysteme angebotene Datensätze mischt und neu indiziert. Genutzt werden auch Volltextdaten wie Abbildungen von Inhaltsverzeichnissen, Abstracts und Bewertungen. Die Benutzeroberfläche in Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch ist einfach zu bedienen; möglich ist dabei auch, Suchergebnisse nach unterschiedlichen Merkmalen zu differenzieren.

Der neuartige Katalog ist zudem mit einem ausgefeilten webbasierten öffentlichen Beurteilungssystem verbunden. Auf der Basis der Rückmeldungen soll bis Ende 2011 die Qualität etwa von thematischen Recherchen wie auch das System als Ganzes weiterentwickelt werden. Eine Stärke von swissbib, die ausgebaut werden soll, sind lokale Views. Die vorhandene Softwarelizenz erlaubt es nämlich, ohne Mehrkosten beliebige Views zu erstellen: Sonderanwendungen in völlig verändertem Erscheinungsbild, aber ähnlichem Funktionsumfang, die beispielsweise die Bestände eines Hochschulorts oder auch spezielle Materialien wie etwa Karten oder Musikalien nachweisen. swissbib wird an der Universitätsbibliothek Basel im Rahmen des Impulsprogramms E-lib.ch der Schweizerischen Hochschulkonferenz entwickelt. Der Bund fördert das Projekt mit rund 2,7 Mio. Franken.

www.swissbib.ch

Thomas Lambrecht



Prof. Thomas Lambrecht (*1950) ist Ordinarius für Zahnmedizin und Klinikvorsteher der Klinik für Zahnärztliche Chirurgie, Radiologie, Mund- und Kieferheilkunde der Universität Basel. Er leitet gleichzeitig das Departement Zahnmedizin in der Medizinischen Fakultät. Seine Hauptinteressen sind die technischen Innovationen, die der zahnärztlichen Chirurgie zugutekommen: im Bereich der intraoralen Weichgewebeschirurgie der CO₂-Laser, im Bereich der Hartgewebeschirurgie die Implantologie und die piezochirurgischen Techniken sowie im Bereich der bildgebenden Diagnostik die digitale Volumetomografie. Lambrechts erfolgreiches Lehrbuch «Zahnärztliche Operationen» erschien 2008 auf Deutsch und ein Jahr später in englischer Übersetzung; zurzeit wird die zweite Auflage vorbereitet.

Universitätskliniken für Zahnmedizin

www.unibas.ch/zfz

Die Universitätskliniken für Zahnmedizin Basel sind als Unterrichts- und Behandlungsstätte zuständig für die wissenschaftliche und praktische Ausbildung von Studierenden und für die Weiter- und Fortbildung von niedergelassenen ZahnärztInnen. Als öffentliche Einrichtung können sie von allen, die eine Beratung oder Behandlung wünschen, in Anspruch genommen werden.

Zahnärztegesellschaft

www.sso.ch

Die Schweizerische Zahnärztegesellschaft ist die Berufs- und Standesorganisation der in der Schweiz tätigen ZahnärztInnen sowie die allgemeine wissenschaftliche Gesellschaft für Zahnmedizin. Die Website enthält auch Informationen für PatientInnen. Die SSO fördert die orale Gesundheit der Bevölkerung und ihre optimale zahnmedizinische Versorgung.

Implantatstiftung

www.implantatstiftung.ch

Die Implantatstiftung Schweiz wurde gegründet, um die Öffentlichkeit objektiv und wissenschaftlich fundiert über die Möglichkeiten von Zahnimplantaten zu informieren.

Intraorale Piezochirurgie

www.zm-online.de/m5a.htm?zm/1_04/pages2/zmed1.htm

Auf der Website von «Zahnmedizin online» findet sich ein Text über die intraorale Piezochirurgie. Damit wird eine chirurgische Schneideleistung mit Ultraschalltechnologie bewirkt, die Hart- von Weichgewebe unterscheidet. Knochen kann piezochirurgisch bearbeitet werden, ohne dass die benachbarten Weichgewebestrukturen in Mitleidenschaft gezogen werden.

1460 – 2010:

550 JAHRE UNIVERSITÄT BASEL

Die Universität Basel feiert ihren 550. Geburtstag. Sie lädt die Bevölkerung ein, mitzufeiern und mit ihr in einen Dialog zu treten.

Jubiläumsprogramm:

17.–18. APRIL 2010

WISSEN UND GESELLSCHAFT

Feierliche Eröffnung und Markt des Wissens in Liestal

Der zweitägige Markt des Wissens mit seinen zahlreichen Attraktionen bietet kleinen und grossen Entdeckerinnen und Entdeckern vielfältiges Wissen zum Anfassen, Staunen und Nachdenken.

8. MAI, 29. MAI, 28. AUGUST 2010

WISSEN MOBIL

Die Universität Basel im Kanton Jura, in Solothurn und in Aarau

Eine Reise in Bildern zu den Uhrmachern im Jura, ein Theaterstück der Gruppe Coincidence, eine begehbare Zelle, der Brain-Bus, eine biologische Zaubershow: Für einen Tag weilt die Universität jeweils in Porrentruy, Solothurn und Aarau.

25.–29. MAI 2010

«WISSEN BEWEGT UNS»

Ein Kongress zum Thema Wissen im Kollegienhaus der Universität Basel

Prominente Gäste sowie Angehörige und Studierende der Universität Basel diskutieren aus dem Blickwinkel verschiedener Fachbereiche über Perspektiven der Wissenschaft.

17.–19. SEPTEMBER 2010

FEST DER WISSENSCHAFTEN

Ein Fest bewegt Basel und die Region

Am Petersplatz und an der Flaniermeile am Petersgraben gibt es drei Tage lang für Gross und Klein allerlei zum Thema Wissenschaft zu entdecken und aktiv mitzumachen.

26. NOVEMBER 2010

FEIER DES WISSENS

Festakt zum 550-Jahr-Jubiläum, Dies academicus

In Erinnerung an die Eröffnung der Universität am 4. April 1460 wird der Dies academicus 2010 im Basler Münster gefeiert.

Neugierig? Weitere Informationen auf www.550.unibas.ch



Wirtschaftsethik**Frühjahrssemester, bis 2. Juni**

Ringvorlesung «Wirtschaftsethik kontrovers», organisiert vom Zentrum für Religion, Wirtschaft, Politik und der Theologischen Fakultät. Jeweils mittwochs, bis 2. Juni (ohne 21.4. und 12.5.), 18.15 bis 19.30 Uhr, Hörsaal 120, Kollegienhaus der Universität, Petersplatz, Basel.

Kinder-Uni**Frühjahrssemester 2010**

Vorlesungen für 8- bis 12-Jährige aus der Region, die sich im Voraus angemeldet haben. 13. April: Prof. em. Dr. rer. nat. Barbara Hohn, Pflanzen-Molekulargenetik (Woher kommt unser täglich Brot?), 27. April: Prof. Dr. Rudolf Wachter, Klassische Philologie (Warum gibt es so viele verschiedene Sprachen?), 11. Mai: Prof. Dr. Hanspeter Kraft, Mathematik (Wie verpackt man Geheimnisse in Zahlen?), 25. Mai: Prof. Dr. Alexander Hohnold, Deutsche Literaturwissenschaft (Warum sind die Bösen interessanter als die Guten?), 8. Juni: Prof. em. Dr. Regina Wecker (Warum macht das Tram an der Falknerstrasse in Basel einen Bogen?). Jeweils 17.15 bis ca. 18 Uhr, Zentrum für Lehre und Forschung, Grosser Hörsaal, Hebelstrasse 20, Basel.

Dermatologie**22. April****Dermatologie – hautnah am Geschehen**

Öffentliche Habilitationsvorlesung von PD Dr. Peter Häusermann, Privatdozent für Dermatologie. 18.15 Uhr. Aula der Museen, Augustinergasse 2, Basel.

Schatzkammern der Universität**24. und 25. April****«Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte» im Hochchor des Basler Münsters**

Ausstellungseröffnung mit ökumenischer Vesper im Münster mit den Mönchen der Abtei Mariastein und Ansprache von Rektor Prof. Dr. Antonio Loprieno, Festvortrag von Prof. Dr. Arnold Esch (Rom): «Pius II. im Selbstbildnis seiner Commentarii» (24. April, ab 17.30 Uhr). Festgottesdienst mit ökumenischer Beteiligung im Münster und Predigt von Prof. Dr. Christoph Marksches, Präsident der Humboldt-Universität Berlin (25. April, ab 10 Uhr). Während der Ausstellung bis 26. November Führungen und Vortragsreihe. Programm: <http://550.unibas.ch/schatzkammern-der-Universitaet-Basel.schatzkammern.0.html>

Seldwyla**4. Mai**

Leben, lieben und sterben in Seldwyla Öffentliche Habilitationsvorlesung von PD Dr. Hubert Thüring, Privatdozent für Neuere Deutsche Literatur sowie Allg. und Vergleichende Literaturwissenschaft. 17.15 Uhr, Aula der Museen, Augustinergasse 2, Basel.

EU**6. Mai****Aus der Praxis der EU-Aussenpolitik**

Öffentlicher Vortrag von Dr. Axel Berg, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in der Schweiz. 18.15 Uhr, Europainstitut, Gellertstrasse 27, Basel.

Viren und Bakterien**6. Mai****Auf Du und Du mit Viren und Bakterien: eine Wechselbeziehung auf Leben und Tod**

Öffentliche Antrittsvorlesung von Prof. Daniela Finke, Assistenzprofessorin und Privatdozentin für Experimentelle Medizin. 18.15 Uhr, Aula der Museen, Augustinergasse 2, Basel.

Café Scientifique mit KidsLab**16. Mai / 13. Juni****Neuroprothesen: Blinde sehen, Taube hören (16. Mai) / Afrika: Die Wege eines Kontinents (13. Juni)**

Café Scientifique im Pharmazie-Historischen Museum der Universität Basel. Jeweils 15 bis 17 Uhr, mit Podium und Kinderprogramm KidsLab für 6- bis 13-Jährige. Totengässlein 3, Basel. Weitere Informationen und Anmeldung für KidsLab: www.cafe.unibas.ch

Nachlässe**2. Juni****«Denkspuren und Lebensfährten» – Nachlässe von Professoren und Professorinnen der Universität Basel**

Themenabend der Universitätsbibliothek Basel mit lic. phil. Daniel Suter (UB Basel). 18 bis 19.15 Uhr. Universitätsbibliothek, Eingangshalle, Schönbeinstrasse 18–20, Basel (Eintritt frei).

Weitere Veranstaltungen und Infos:

www.unibas.ch > alle Veranstaltungen

UNI NOVA, Wissenschaftsmagazin der Universität Basel. Herausgegeben von der Öffentlichkeitsarbeit (Leitung: Hans Syfrig).

UNI NOVA kann in Einzelexemplaren kostenlos abonniert werden.

Die nächste Ausgabe erscheint im September 2010.

Redaktion: Christoph Dieffenbacher

Adresse: UNI NOVA, Öffentlichkeitsarbeit der Universität Basel, Postfach, 4003 Basel.

Tel. 061 267 30 17, Fax: 061 267 30 13.

E-Mail: ch.dieffenbacher@unibas.ch

UNI NOVA im Internet:

<http://www.unibas.ch/uninova>

Gestaltungskonzept:

Lukas Zürcher, Visuelle Gestaltung, Riehen.

Mitarbeit an dieser Nummer:

Valentin Amrhein, Susanna Burghartz,

Marian Füssel, Idris Kiwirra, Mario König,

Georg Kreis, Elias Kreyenbühl,

Thomas Lambrecht, Martin Lengwiler,

Christiane Sibille, Michael Stolberg,

Regina Wecker, Anna Wegelin, Simon Wenger,

Helma Wennemers, Hermann Wichers,

Caspar Zellweger.

Fotografie: Peter Schnetz (Seite 29),

Daniel Boschung (Seiten 21 und 48 rechts),

Andreas Zimmermann (Seiten 5, 39, 45, 49).

Gestaltung: Lukas Zürcher.

Korrektorat: Birgit Althaler.

Druck: Reinhardt Druck AG, Basel.

Inserate: Go! Uni-Werbung AG, Rosenheimstrasse 12, 9008 St. Gallen,

www.go-uni.com, Tel. 071 544 44 80.

UNI NOVA ist Mitglied des Swiss Science Pools (www.swiss-science-pool.com)

Auflage dieser Ausgabe: 18'000 Exemplare

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit

Genehmigung der Herausgeberin.

ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe),

ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe)

Day one

is your time to shine

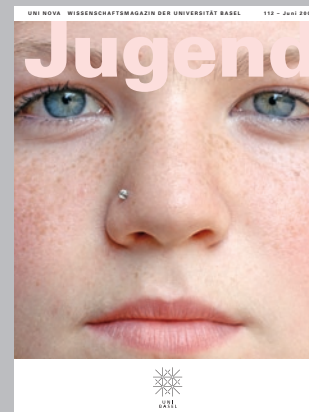
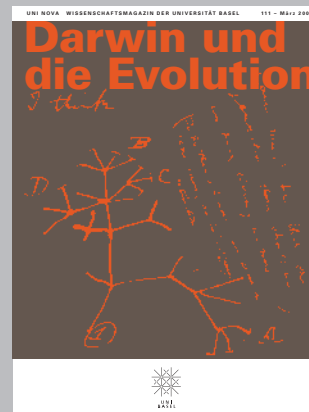
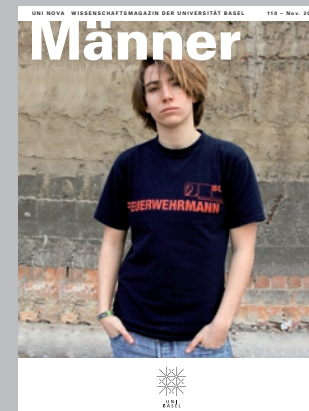
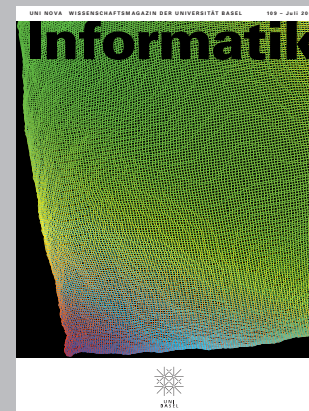
Day one. It's when you show what you're made of. When the doors are opened and the future lies in front of you. When your views count and making a difference is part of the job. From the day you join us, we're committed to helping you achieve your potential. So, whether your career lies in assurance, tax, transaction, advisory or core business services, shouldn't your day one be at Ernst & Young?

Take charge of your career. Now.
ey.com/ch/careers

ERNST & YOUNG
Quality In Everything We Do

© 2009 Ernst & Young Ltd.. All Rights Reserved.

UNI NOVA WISSENSCHAFTSMAGAZIN DER UNIVERSITÄT BASEL



Für frühere Ausgaben und Neuabonnements:
www.unibas.ch/uninova,
Tel. 061 267 30 17
oder kommunikation@unibas.ch

DER NÄCHSTE SCHRITT. WEITERBILDUNG AN DER UNIVERSITÄT

www.uniweiterbildung.ch

